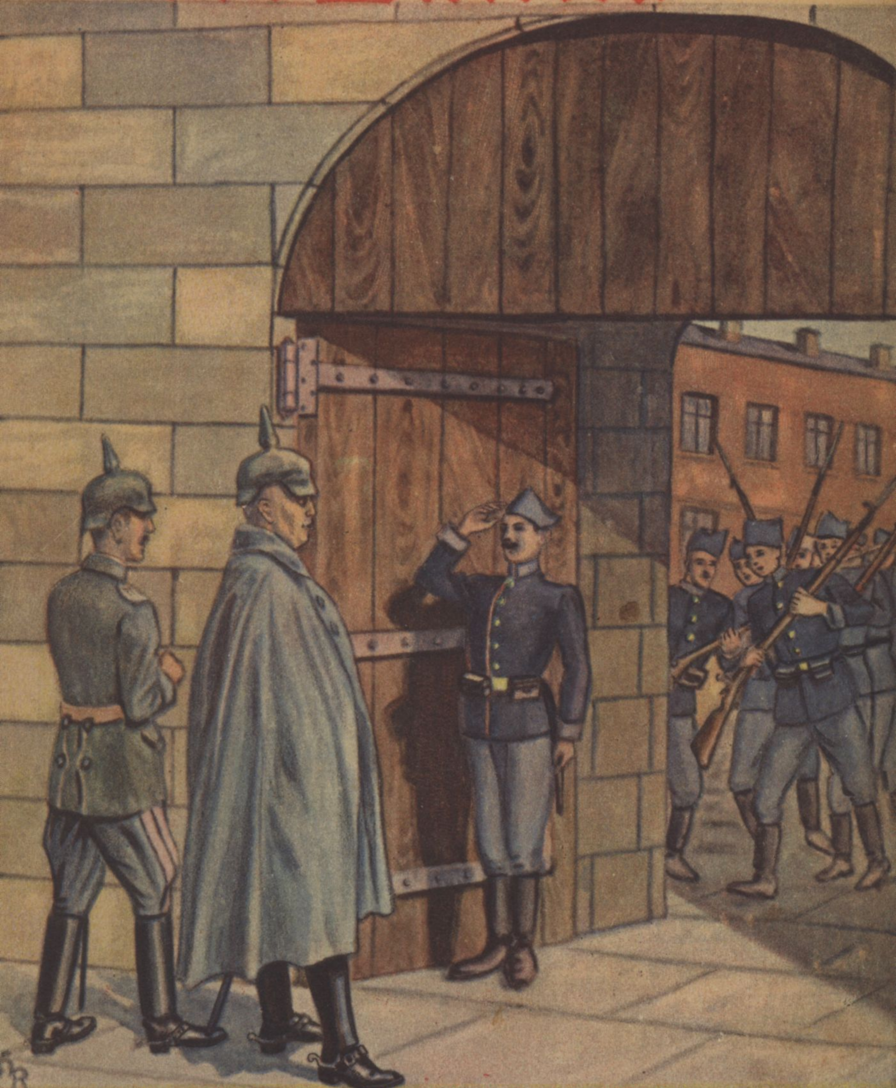
HERMANN REHWALDT

Mit Ludendorff vor Lüttich



BISCHOF & KLEIN VERLAG



Mit Ludendorff vor Lüttich

Hermann Rehwaldt

Mit Ludendorff vor Lüttich

Nach Berichten von Augenzeugen



Bischof & Klein Verlag
Lengerich i. Westf.

Druck von Bischof & Klein, Lengerich in Westfalen.
Zeichnungen von Hermann Rehwaldt

„Du, Horst!" Hansel kam ganz aufgeregt ins Kinderzimmer gestürzt, und seine Augen waren wie zwei kugelrunde, hellblaue Knöpfe unter den gerundeten, weißblonden Brauen. „Horst, haste gesehen? Onkel Otto ist in Uniform und mit Medaillen zum Frühstück gekommen! Fein sieht er aus, der Onkel Otto!"

„Was ist denn los?" fragte Hansel, der eben dabeiwar, mit nasser Bürste seinen gelben Schopf in zivilisierte Form zu bringen. „Warum denn in Uniform?"

„Jawoll und mit Epauletten! Wie'n Junge sieht er aus. Warum — weiß ich nicht!"

Hansel beendigte mit fliegender Hast die Toilette. „Hat er etwa Geburtstag?" überlegte er laut. „Nee, das war doch im Winter... Muß er etwa zur Uebung?"

„Mit dem Holzbein? Quatsch, Mensch!"

„Es heißt Prothese und nicht Holzbein. Und im übrigen hat Onkel Otto gesagt, er wird's mitmachen, wenn's noch einmal losgehen sollte. Mit der Prothese."

„Aber es geht doch nicht los. Vater hat noch nichts gesagt."

Sie stürzten ins Eßzimmer, wo die Erwachsenen bereits um den Frühstückstisch versammelt waren. Mutter wehrte lachend die stürmische Begrüßung der Buben ab, Vater gab ihnen einen ermunternden Klaps und Onkel Otto, schlank und jung in seiner feldgrauen Uniform mit blinkenden Eisernen Kreuzen und anderen Orden und Leutnantsepauletten, lachte zur schlecht verborgenen Neu-

gierde der Neffen und rührte schweigsam in seiner Kaffeetasse.

Mit Gepolter und Geschiebe nahmen die Jungen Platz, griffen zu den Brötchen, die ihnen die Mutter vorsorglich gestrichen, doch ihre Augen klebten an der ungewohnten Kleidung des Onkels. Endlich hielt es Hansel nicht mehr aus.

„Was ist'n los, Onkel Otto?" fragte er mit vollen Backen. „Wo willst du denn hin in der Kluft?"

„Aeußerst traurig, mein Sohn," sagte der Onkel streng, doch seine Augen lachten in den Winkeln. „Weißt du nicht, was für einen Tag wir heute haben? Was lernt ihr überhaupt in eurer Schule, eh?"

„Heute?" Die Jungen sahen sich an. „Was ist heute? Der 5. August... Ja, was ist denn, Onkel Otto?"

„Seht euch um," sagte Mutter. „Nun, seht ihr was?"

Durch die offene Schiebetür zum Arbeitszimmer sahen die Jungen das große Oelbildnis, das über Vaters Schreibtisch hing. Heute war es mit grünem Eichenlaub umwunden, das durch ein schwarz-weiß-rotes Band zusammengehalten wurde.

„Ludendorff...", meinte Hansel nachdenklich. „Was ist mit ihm? Geburtstag?..."

„Quatsch!" Horst hatte ein besseres Zahlengedächtnis. „Das ist am 9. April. Was ist, Onkel Otto? Vater, was ist's?"

„Heute," sagte der Vater, und seine Stimme hatte einen ungewöhnlich feierlichen Klang, „heute hat euer Onkel Otto unter General Ludendorff die belgische Festung Lüttich gestürmt. Am 5. August 1914. Daß ihr das nicht wißt, Jungens!..."

„Schon! Aber wir haben's bloß vergessen."

„Onkel Otto," fragte Horst nach einer Weile, während die belegten Brötchen auf seinem und seines Bruders Teller mit bedrohlicher Geschwindigkeit abnahmen, „sag' mal, warum ist es so furchtbar wichtig, daß Ludendorff Lüttich erstürmt hat? Die Deutschen haben doch noch viele große Festungen genommen im Kriege, nicht wahr? Warum ziehst du deine Uniform an und das Bild wird geschmückt? Bei anderen Schlachten wird es nicht gemacht. Und heute gerade. Warum?"

„Doch. Es wird am 23. August auch geschmückt. Warum bloß?"

„Am 23.? Ja—a..."

Horst kam dem Bruder zur Hilfe. „Tannenberg, Mensch. Die Schlacht bei Tannenberg. Das müßtest du doch wissen."

„Na ja... Aber warum gerade Lüttich und Tannenberg?"

„Es hat doch auch andere Siege gegeben," sagte auch Horst. „Sedan zum Beispiel..."

Hansels Gelächter bewies ihm, daß er einen Bock geschossen, und er wurde rot, winkte aber energisch ab. „Ganz egal! Jawohl, auch Sedan. Ich weiß wohl, das war früher, 1870. Aber es war doch auch ein großer Sieg."

„Der Weltkrieg hat den Krieg 1870/71 ausgelöscht, Horst. 1918 haben wir alles verloren, was wir damals gewonnen. Vor dem Weltkrieg hatten wir die Siege unserer Väter gefeiert. Jetzt aber haben wir andere und gewaltigere zu feiern, auch wenn der Weltkrieg schließlich nicht so ausging, wie wir es damals erträumt haben.

Und gerade die Einnahme von Lüttich hat es uns ermöglicht, daß wir andere Siege erfechten durften. Wäre Lüttich nicht gleich in den ersten Tagen gefallen, so hätten wir niemals durch Belgien marschieren und so die Franzosen umfassen können. Lüttich war der Schlüssel zu Frankreich und zu Paris. Daß wir dann nachher Paris nicht bekamen, lag an anderen Dingen. Aber wir hätten es haben können. Und daß wir so tief nach Frankreich hineinkamen, daß der Krieg also fast ausschließlich auf Feindesboden geschlagen wurde, das verdankt das Deutsche Volk der Einnahme Lüttichs durch General Ludendorff. Die Franzosen hatten eine ganze Reihe starker Festungen längs unserer Grenze gebaut. Wir hätten sie eine nach der anderen erst nehmen müssen, was viele Opfer an Menschen und Zeit gekostet hätte. Inzwischen wäre uns der Rußki an den Leib gerückt. Wir hätten uns niemals so lange halten können, wenn wir nicht statt dessen Lüttich überrannt und uns den Weg über Belgien gebahnt hätten, da, wo der Franzose keine Festungen hatte. Verstanden, Jungens?"

„Klar. Und Ludendorff hat Lüttich genommen?"

„Jawohl. In erster Linie. Da hab' ich ihn gesehen, wie ich euch hier sehe. Ganz vorn. Zwischen Geschütz und Protze, aufrecht wie'n Baum. Und die Kugeln trommeln auf die Schutzschilde, und rot blitzt es auf der goldenen Stickerei des Generalskragens. Kinder, ihr hättet es sehen müssen. Das war ein Mann!"

„Onkel Otto, erzähl's uns, ja?" bettelte Horst, und sein Bruder unterstützte ihn stürmisch. „Du warst doch dabei, Onkel Otto. Erzähl's uns!"

„Schön. Nach dem Essen, nicht? Da wird auch Mutti Zeit haben. Bis dahin müßt ihr euch schon gedulden."

„Da werdet ihr's aus erster Hand haben," sagte der Vater. „Ich war damals nicht dabei. Ich hab's selbst nur aus Büchern."

—*—

„Das hast du fein gemacht," sagte Onkel Otto zufrieden und streckte sich bequem in dem tiefen, weichen Sessel aus. Vor ihm stand die blinkende Kaffeekanne und Gebäck. Sein Schwager reichte ihm über den Rauchtisch hinweg den Zigarrenkasten und Feuer. Frau Irmgard legte ihre Handarbeit zurecht, und die beiden Jungen hockten sich auf die Lederkissen zu ihren Füßen nieder, wie sie es noch vom Märchenerzählen her gewohnt waren. Onkel Otto nippte an seiner Kaffeetasse, stellte sie wieder hin und lehnte sich wieder zurück. Der blaue Zigarrenrauch stieg in zwei senkrechten, durchsichtigen Bändern empor, um unter der Zimmerdecke in feinen grauen Wolken zu zergehen.

Horst rückte ungeduldig auf seinem Kissen hin und her. „Los, Onkel Otto," sagte er. „Hast du dort dein ..." Dann dachte er aber, daß es nicht fein sei, den Onkel an die Verkrüppelung zu erinnern, und er verstummte verlegen. Der Onkel lachte nur gutmütig.

„Nein, mein Jung. Dort nicht. Erst 1918. Fünf Minuten vor dem Schluß. An der Maas am 11. November. Bis dahin unverwundet. Pech, was?"

„Wirklich, Otto," meinte Frau Irmgard. „Das war schon ausgesprochenes Pech. Und dann noch die Gefangenschaft... Ich weiß noch, wie verzweifelt Mutter war.

Vater vermißt irgendwo in Polen, von dir erst keine Nachricht, dann, daß du gefallen seist. Und die Revolution und das alles. Furchtbar. Erst ein halbes Jahr später, als Vater längst zurückgekehrt war, da erfuhren wir, daß du in einem englischen Lazarett warst."

„Ja, schön war's nicht. Aber nicht das Bein. Nicht die Gefangenschaft. Das alles war zu ertragen. Aber die Gewißheit, daß alles umsonst gewesen. Daß auch das Bein umsonst futsch war. Das war schlimm, Kinder. Ich glaube, ich hätte mir das Leben genommen, wenn ich die Kraft dazu gehabt hätte. Aber ich hatte sie nicht. Ich war so schlapp und die ersten Tage zumeist bewußtlos. Und dann..."

„Onkel Otto, erzähl' doch!" fielen die Jungen ein, denen das Thema zu hoch erschien. „Du wolltest doch von Lüttich..."

„Richtig. Und das ist auch erfreulicher." Er rückte seine Prothese zurecht, nippte wieder an seiner Tasse, nahm die Zigarre und begann.

—*—

„Als der Krieg ausbrach, war ich als Einjährig-Freiwilliger bei den Jägern. Ich war damals gerade neunzehn geworden und träumte davon, so ein kleiner Napoleon in der Westentasche zu werden. So mit der Fahne über eine Brücke vorneweg, die Leute mitgerissen — „Mir nach, Kameraden!" und so fort. Dann gleich den französischen Oberstkommandierenden gefangen genommen oder ganz allein Paris erstürmt, und was so ein Dummenjungenwitz sich für Geschichten ausmalt. Ja. Ich habe mich also auf den Krieg gefreut, als ginge es zum Fußballkampf oder so. Keine Ahnung, wie es in Wirklich-

keit war. Nur so aus Büchern die Weisheit geschöpft, und was ich an solchen Schmökern über vergangene Kriege gelesen habe, das geht auf keine Kuhhaut."

„Wir auch, Onkel Otto! Wir..."

„Ist gut. Also weiter. Jetzt bitte ich mir aber Ruhe aus. Am 1. August hieß es: Mobilmachung! Kinder, was sich da alles getan hat! Gebrüllt hatten wir vor Begeisterung wie Kannibalen vor ihrem Festschmaus! Menschen kamen und schenkten uns Zigarren, Schokolade, Blumen. Vor dem Posten am Eingangstor lag immer ein Haufen von dem Zeug, und die Freiwilligen rannten uns die Wache ein. Es war... Kinder, so etwas wie 1914 muß man erlebt haben! Das ganze Volk von einer Idee erfaßt, einig, als hätten wir nie Parteien und Stände und sowas gehabt. Volksgemeinschaft — das spricht man so leicht aus, aber nur wer den August 1914 bewußt und mit offenen Augen und heißem Herzen miterlebt hat, nur der kann dieses hohe Wort erst richtig erfassen. An den Tod, an die Verwundungen und Strapazen dachte keiner. Keiner, obgleich wir als Soldaten uns doch schließlich hätten sagen können, daß im Kriege nicht mit Kognakbohnen und Tomaten geschossen wird. Auf und ran! Selbst die alten Knöppe, die Spieße und die Unteroffiziere, auch die waren begeistert. Unser Spieß zwirbelte nur seinen Schnauzbart hoch, daß einem noch mehr angst und bange wurde, rollte die grauen Knopfaugen wie ein wütender Krebs und drückte die Heldenbrust mit dem Notizbuch zwischen den Knöpfen noch runder vor.

„Einjähriger Krause," sagte er zu mir, als wir die feldgraue Montur auf der Kammer faßten, „jetzt zeigen

Se mal, wat Se jelernt ham. Det is Se kein Baaijonsball nich, vastandn?"

„Jawoll, Herr Feldwebel," sagte ich — was sollte ich schließlich sagen? Aber er schnauzte mich auch nicht an, weil ich dabei gegrinst hatte wie'n Berliner Pfannkuchen, obgleich es doch bei den Preußen schwer verpönt ist, beim Stillstehen zu lachen.

Und dann hieß es, wir rücken sofort aus, warten die Reservisten nicht erst ab. Der Bataillonskommandeur hielt eine Ansprache — ich weiß nicht mehr, was er sagte, aber das Hurrah klang darauf ganz anders als sonst, das könnt ihr mir glauben. Na, und dann marschierten wir blumengeschmückt durch die Stadt, und die Musik spielte den Jägermarsch, und die Mädels liefen neben uns her, und Irmgard, eure Mutter also, durfte ein paar Schritte weit meine Knarre tragen. Und dann wurden wir verladen und ab gings nach Frankreich, durch die Industriestädte mit ihren Rauchfahnen, über den Rhein. Kinder, so 'ne Fahrt vergißt man nie.

Kurz vor der belgischen Grenze wurden wir ausgeladen, und nun hieß es tippeln. Feldmarschmäßig. Kinder, da hab' ich eigentlich erst gemerkt, was die Dinger wiegen, die vollen Patronentaschen, der Affe, die Knarre.

Wir kamen durch Aachen, das von Truppen aller Gattungen vollgepfropft war. Auf den Straßen waren mehr Epauletten und rote Aufschläge als es einem preußischen Einjährig-Freiwilligen gut tat. Dauernd fuhr man zusammen und mußte Ehrenbezeugungen erweisen, wie es im Exerzierreglement so schön heißt. Aber bald ging es weiter, der belgischen Grenze zu, und endlich marschierte unsere Spitzengruppe unter Vizefeldwebel Rahnke an den

bedeutungsvollen Grenzpfählen vorbei, die den belgischen Löwen im Wappen führten.

Das Land um die Grenze herum war wie ausgestorben, auch auf unserer Seite waren nur wenige Zivilisten zu sehen, dafür aber „Kreuzmänner" mit achtunggebietenden Bäuchen und Gewehren Modell 71 an jeder, auch der kleinsten Brücke. Ein paar Jahre später haben diese Landsturmmänner wacker im Osten mitmarschiert und mitgekämpft, aber 14 lachten wir zu deren Spitz-, Rund- und anderen Bäuchen. Wir ulkten den letzten Schmerbauch an und traten auf die andere Seite der Grenze, d. h. hinter den Grenzpfahl mit dem Deutschen Adler.

Vor uns war alles leer. Einige Häuser standen hinter Bäumen an der Chaussee, und wir sahen eine Husarenpatrouille hinter ihnen im gemächlichen Trott verschwinden. Also war die Straße frei, kein Feind in Sicht. Im übrigen wußten wir gar nicht, ob Belgien Feind war. Es wurde uns vor Ueberschreiten der Grenze eingeschärft, die Belgier zuvorkommend und höflich zu behandeln, da sie uns vielleicht den Durchmarsch durch ihr Land gestatten würden. So war auch die Spannung beim Beschreiten des belgischen Gebietes nicht so, als wenn wir unmittelbar in die Schlacht gingen. Freilich schärfte uns unser Häuptling ein, wachsam zu sein und sich nicht einzubilden, daß wir uns auf dem Exerzierplatz befänden. Wir hatten auch scharf geladen, und das Gewicht der Patronentaschen erinnerte immer mehr daran, daß wir im Kriege waren. Aber immerhin: es würde ja vielleicht noch Tage dauern, bis wir an den Feind kamen. Die Kompagnie hinter uns sang wie auf einer Felddienstübung. Irgendwo vorn bellte ein Dorfköter — wohl vor

der Husarenpatrouille. Der Nachmittaghimmel war so blau, die kleinen Wattewölkchen oben so leicht und licht, die Bäume und das Gras so grün, die Dächer zwischen den Zweigen so rot, daß es einem widersinnig erschien, hier, in dieser friedvollen Umgebung vielleicht im nächsten Augenblick scharf schießen zu müssen und — womöglich eine feindliche Kugel zu empfangen.

Wir marschierten also weiter, und obgleich wir die Husaren vor uns wußten, schauten wir doch hinter die Hecken und Häuserecken, ob da nicht der Feind sich verbarg, um uns zu überfallen. Es war doch anders als auf dem Exerzierplatz oder im Manöver. Auf der Chaussee rechts von uns, von Pappeln umsäumt, zog sich im flimmernden Staub eine endlose Kolonne in gleicher Richtung, und manchmal blitzte es dort auf, bald hier, bald da, wo ein Sonnenstrahl einen Gewehrlauf traf und erschrocken zurückprallte. Hinter uns pfiff die Lokomotive eines neuen Truppentransportzuges, der der Grenze zustampfte.

Und dann kam uns plötzlich der Ernst des Krieges zum Bewußtsein. Quer über die Chaussee lagen Baumstämme, daß die grünen Zweige den Staub fegten. Irgendwelches Drahtgewirr war da noch zu sehen. Ein Husar, beritten, hielt zwei ledige Pferde und spähte angestrengt über diesen Verhau. Die beiden anderen versuchten, die die Straße sperrenden Stämme fortzuwälzen. Wir beschleunigten den Schritt und packten zu. Das erste, was ich tat, war — mir die Hand an dem tückischen Draht aufzureißen. Das erste in diesem Kriege vergossene Blut, jawoll. Stacheldraht kannte ich damals noch nicht, bald

mußte ich ihn verdammt kennen lernen. Die Kameraden lachten mich weidlich aus.

Da wir keine Sägen und Beile hatten, holte uns das Gros der Kompagnie ein, bevor wir mit den blödsinnigen Stämmen fertig waren. Der Häuptling pfiff unseren Vize an, denn die Husaren machten sich nach vorn dünne, sobald sie die Spitze der Kolonne erblickten. Wir sollten uns um die blöden Verhaue nicht kümmern, sondern nach vorn den Vormarsch sichern! Wir kletterten also 'rüber und machten uns im Schweinstrab auf den Weg. Es war heiß, und ich spürte zum ersten Mal in meinem Leben, wie mir der Schweiß am Buckel unter der Uniform herunterrieselte.

So marschierten wir in das Feindesland ein, Jungens. Denn selbst wir Grünschnäbel und Friedenssoldaten wußten nun, nach diesem ersten kriegsmäßigen Verhau auf der belgischen Chaussee, auch wenn kein Schuß und kein Hieb fiel, daß Belgien mit uns im Krieg stand. Später erfuhren wir — ich erst nach dem Kriege —, daß Belgien bereits seit Jahren ein Bündnis mit Frankreich hatte mit der Spitze gegen Deutschland, daß wir also in jedem Falle mit Belgien hätten kämpfen müssen — bloß, wären wir nicht zuerst einmarschiert und hätten uns so den Weg nach Frankreich gebahnt — auf Deutschem Boden, denn der Franzmann wäre dann über Belgien zu uns gekommen.

Unsere Brigade, die 14., sollte sich in Hervé, etwa 20 Kilometer von der Grenze, versammeln. Meine Geographiekenntnisse waren damals kaum besser als die euren, ihr zwei Helden. Ich hatte also keine Ahnung, wohin es dann geht, und konnte die Wißbegierde meiner Kameraden, die sich an mich als den „Gelehrten" wandten,

nicht befriedigen. Unser Vize aber war nicht mitteilsam, und ich hatte ihn in Verdacht, daß er es ebensowenig wie ich wußte, nur schlauer war und schwieg.

Die Sonne neigte sich dem Horizont im Westen zu, als wir unser Ziel erreichten. Da wir, die Spitzengruppe, unsere Schuldigkeit für den Tag getan hatten, brauchten wir nicht Posten zu schieben, sondern durften uns zur Ruhe begeben, nachdem die rauchenden Feldküchen erst ihrem Aussehen, dann aber auch dem Inhalt nach gebührend bewundert wurden. Kinder, schmeckten die dicken Nudeln mit Fleisch aus der Gulaschkanone! So etwas muß man gegessen haben! Da kommt selbst deine Kochkunst nicht mit, Irmelein! Vielleicht tut es aber auch der Hunger.

Wir machten es uns in einem Garten bequem, das heißt, wir breiteten unsere Mäntel auf der Erde aus, legten den Tornister als Kopfkissen darauf und streckten uns aus. Die erste Nacht im Felde! Oben blinzelten die Sterne, vor der Gastwirtschaft gegenüber dem Bahnhof mahlten die Pferde des Brigadestabes ihren Hafer, auf der Straße stapften die Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr — romantisch, sage ich euch. Genau so habe ich mir den Krieg aus den Büchern vorgestellt. Nur daß keine Feuer angezündet werden durften.

Ich konnte nicht einschlafen, obgleich mir die Müdigkeit bleiern in den Knochen lag. Ich legte mich also auf den Rücken und verfolgte mit dem Blick, wie schwarze, drohende Wolken langsam über den Himmel emporkrochen und immer mehr von den blinkenden Sternen zum Verlöschen brachten. Irgendwo in der Ferne grollte der Donner. Oder waren es gar — Kanonen? Eine selt-

same Kälte machte sich in meinem Magen spürbar. Hatte ich etwa Angst? Natürlich nicht — das wäre noch besser, ein preußischer Einjährig-Freiwilliger bei den Jägern und — Angst! Aber immerhin. Kanonen machen verdammten Krach.

Es waren aber keine Kanonen, sondern wirklich Donner. Bald hatte ich das heraus, und allmählich wurden mir die Lider schwer, und die Gedanken verwirrten sich.

Ob ich eingeschlafen war, ob ich lange schlief, weiß ich nicht. Plötzlich wachte ich aufgeschreckt und klopfenden Herzens auf. Was war das! Eine wilde Schießerei war in der Finsternis im Gange. Das Aufblitzen der Mündungsfeuer der vielen Schützen machte das Dunkel nur noch schwärzer. Alles war in Bewegung, von selbst griffen die Hände nach der Knarre, drehten den Flügel der Sicherung um, rissen den Kolben an die Backe... Wer schießt? Wohin? Auf wen? Was zischt denn so: zßk — zßk! an einem vorbei? Gott, in wenigen Tagen schon war uns dies Zischen vertraut wie das Zwitschern der Spatzen. Damals aber, in dieser schwarzen Nacht des 4. August 1914 in Hervé, begriff ich nicht gleich, daß es Kugeln waren, die über meinen Kopf hinwegzischten.

Offiziere und Unteroffiziere brüllten etwas, was wir bei dem Krach nicht verstehen konnten. Aus der erleuchteten Tür des Gasthauses trat ein untersetzter General heraus — ich konnte die roten Streifen seiner Hose deutlich sehen und wurde plötzlich ruhiger, wohl in unbewußter Ueberzeugung, nicht führerlos zu sein. Allmählich wurde es uns klar, daß wir aus den Häusern und hinter den Gartenzäunen hervor beschossen wurden. Ich hörte den

dumpfen Einschlag der Kugeln in den Putz der Gasthofmauer, das Klirren zerschossener Fensterscheiben. Meine Kameraden knallten wild in die Dunkelheit, und ich habe den größten Verdacht, daß manch einer von den Unsrigen im eigenen Feuer zusammenbrach. Wir waren eben nicht kriegsgewohnt, und nächtliche Straßenüberfälle hatten wir nicht geübt.

Plötzlich war unser Leutnant da, wie ein Habicht fuhr er unter uns, fluchte und schnauzte. Im Nu setzte sich ein Zug, wenigstens ein paar Gruppen zusammen, wir pflanzten das Seitengewehr auf, im Laufschritt ging es über die Straße, an dem Gasthof vorbei, während die Leute hinter uns immer noch wie wild schossen und auch aus dem vor uns liegenden Hause Feuer uns entgegenschlug. Ich hörte noch im Laufen ein „Plop!", dann



einen leisen Aufschrei, dann sank der vor mir gebückt laufende Kamerad auf die Erde, als ob man ihm plötzlich die Knochen aus dem Leibe gerissen hätte. Ich sprang über ihn, stolperte, raffte mich wieder hoch. Inzwischen dröhnten wuchtige Kolbenhiebe gegen die verschlossene Tür, dann krachte und splitterte sie, und die Leute stürzten hinein, der Leutnant an der Spitze. Wir übrigen blieben draußen und knallten in die schwarzen Fenster hinein, daß keine Scheibe ganz blieb. Nach wenigen Minuten zerrten zwei Jäger einen breitschultrigen Zivilisten aus dem Haus heraus, ein dritter trug ein erbeutetes Gewehr, das er triumphierend in der Luft schwang.

Dann erschien der Leutnant wieder, die rauchende Pistole in der Hand.

„Der Mann wird erschossen! Das ist ein Frank-tireur! Schweinerei, verfluchte — sollen wir auch noch gegen Zivilisten Krieg führen?"

Ich muß sagen, daß es auch meine Meinung war, daß der Mann sterben mußte. Er war kein Soldat und hatte aus dem Hinterhalt auf uns geschossen. Es war also klar, daß er sterben mußte. Dabei — lacht nicht, Jungens! — hatte ich noch vor knapp sechs Wochen heimliche, aber umso bitterere Tränen vergossen, als ich meinen ersten Rehbock mit gebrochenen Augen vor mir liegen sah — durch meine Kugel getroffen! Ja, der Krieg macht hart.

Allmählich verstummte das Feuer. Trupps von Infanteristen und Jägern und Kavalleristen brachten ein paar gefangene Zivilisten zum Stabsquartier im Gasthof. Es wurde kurzer Prozeß gemacht — jeder echte Soldat hat tiefen Abscheu gegen Franktireure, heimtückisch aus dem

Hinterhalt kriegführende Zivilisten. In Belgien hießen sie „garde civique", Bürgergarde, die eigentlich uniformiert war, meist aber in Zivil auftrat und deshalb bei Mißerfolg ihres Anschlages nur die Waffen fortzuwerfen brauchte, um jederzeit für harmlose Zivilbevölkerung zu gelten. Das war ein gemeiner Krieg, wenn man nicht wußte, mit wem man zu tun hatte. Ja, auch reguläre belgische Soldaten hatten Zivilanzüge in ihren Tornistern. Wir haben in erstürmten belgischen Schützengräben nachher häufig leere fortgeworfene Uniformen gefunden, die Leute daraus hatten sich verflüchtigt, standen als biedere Arbeitsmänner in den Dorfstraßen, Hände in den Hosentaschen, Zigarette im Maul, und taten, als wären sie nie Soldat gewesen.

Damals in Hervé sah ich General Ludendorff zum ersten Mal, aber ich wußte nicht, daß er es war, und hätte ich es gewußt, dann würde mir dieses Wissen nichts Bedeutsames gesagt haben. Wer wußte dazumal in Deutschland von diesem Mann, der 1912 den kommenden Weltkrieg vorausgesehen, vorausgesagt hat, der im Generalstab unermüdlich und ohne Rücksicht auf Gunst oder Ungunst bei den Vorgesetzten eine umfassende Verstärkung des Deutschen Heeres forderte, eine wirkliche allgemeine Wehrpflicht, die nicht nur auf dem Papier bestand. Hätte man damals auf ihn gehört, dann wäre der Krieg anders ausgegangen! Kinder, wenn ich heute daran denke, aus welchen kläglichen Erwägungen heraus man damals die Durchführung der Ludendorffschen Wehrreform abgelehnt hatte — aus Geldrücksichten! —, dann krieg' ich eine Wut, daß ich zu allem fähig wäre! Geldersparnis hat Deutschland Millionen von Menschenleben und unermeßliche Opfer an Volksvermögen gekostet. Nach

dem Versailler Vertrag haben wir das Hundertfache davon zahlen müssen, was für die Durchführung der Ludendorffschen Heeresverstärkung erforderlich gewesen. Erschießen müßte man die damals Verantwortlichen! Freimaurer und Juden und Schwarze, Pfaffen und Judenknechte, die waren verantwortlich, und auch heute noch stänkern sie gegen das Dritte Reich. Na, egal. Euch wird das weniger interessieren, nicht wahr. Wir wollen also die Politik wieder verlassen und nach Hervé zurückkehren.

Ich stand also mit ein paar Kameraden wieder vor dem Eingang des Gasthofs. Eine Gruppe hoher Offiziere mit zinnoberroten und karmoisinroten Hosenstreifen stand in lebhafter Unterhaltung im Licht einer flackernden Petroleumlampe vor der Tür. Drei Generale waren darunter — zinnoberrote Hosenstreifen und Goldstickerei am Kragen, unverkennbar. Der eine war unser Brigadealter, Generalmajor v. Wussow, ein feiner Kerl, den kannten wir alle. Der andere v. Emmich, der Kommandierende, auch den kannten wir. Wir wußten auch, daß er schon 70/71 Pulver gerochen und hatten großes Vertrauen zu ihm. Neben ihm stand ein hochgewachsener, noch jüngerer General, straff, mit einem Gesicht, das nur Willen und Energie zu atmen schien. Dieses Gesicht war mir damals aufgefallen, hat einen tiefen Eindruck auf mein Einjährigengemüt gemacht. Glaubt mir, ich habe diesen Eindruck nicht etwa später nachkonstruiert, nein. Es war auch nicht die fast mystische Aureole — Glorienschein heißt das —, die jeden höheren Offizier in den Augen eines jeden aktiven Muschkoten umgibt. Nein, ich versichere euch, ich habe gleich gespürt, geahnt: dieser blonde, ernste, willengeladene Mann war etwas anderes, als selbst die beiden anderen Generale.

Ich kann's euch nicht genau sagen, was es war, aber ich konnte die Augen von dem Gesicht des Generals nicht abwenden, bis der Hornist Sammeln blies und der Vize mich mit Namen rufen mußte.

Wir bildeten wieder die Spitze, das Jägerbataillon. In tiefer Dunkelheit marschierten wir ab. Jetzt erst fühlte ich, wie unausgeschlafen und müde ich war. Der Affe, die Patronentasche, die Knarre, alles ward im Gewicht verzehnfacht. Unausgesetztes Gähnen verzog krampfhaft die Kinnbacken, und die Augen tränten, und ekliges Zittern lief ab und zu über den Rücken. Schrapp, schrapp, schrapp machten die sechshundert Füße auf dem Asphalt. Ab und zu klapperte ein Seitengewehr an die Feldflasche. Rechts und links von der Chaussee glommen tausende rötliche Glühwürmchen — Zigarren und Zigaretten rastender Truppen. Pferde schnaubten in der Dunkelheit.

Allmählich blieben die Truppen zurück, und die restlose Dunkelheit einer bewölkten Sommernacht nahm uns auf. Undeutlich sah man hie und da Baumgruppen oder Sträucher zwischen ebenen Feldern. Es wurde uns wärmer, man warf die Knarre von einer Schulter auf die andere, sah zu, daß der Hintermann einem nicht auf die Hacken trat, und dachte — an allerlei.

Wir erstiegen eine sanfte, kahle Anhöhe und folgten nur allzugern dem Befehl, die Gewehre zusammenzusetzen. Man sank, wie man stand, zu Boden, löste die Tornisterriemen und streckte die müden Beine aus. Im Osten begann es zwischen schweren Wolken zu glühen. Der 5. August brach in blutrotem Schein an.

Fast gleichzeitig mit dem ersten Sonnenstrahl sandte uns das Fort Fléron, das etwa drei, vier Kilometer

entfernt war, seinen ersten Gruß. In der blauschwarzen Ferne blitzte es unheimlich rot auf, dann schlug der Donner an unsere Ohren, und fast gleichzeitig krachte es unmittelbar vor uns mit grellem Aufblitzen. Erdbrocken, unsichtbare, aber unheimlich heulende Stahlsplitter sausten durch die Luft, ätzender Rauch breitete sich aus, und wir sprangen, wie von einer Wespe gestochen, hoch.

„Ruhe! Ruhe!" mahnte unerschütterlich unser Vize. Irgendwo ertönte der Ruf „Sanitäter!", Leute rannten hin und her, Offiziere kehrten im Laufschritt zu ihren Zügen und Kompagnien zurück. Die erste Granate in diesem Krieg, und gleich eine ganz ansehnliche. Die Festungsartillerie von Lüttich hatte ein durchaus achtbares Kaliber.

Wir wurden von der Kuppe der Anhöhe zurückgenommen, denn noch ein paar solcher Stahlgrüße schickten uns die beiden Forts Fléron und Evegnée. Auch weiter östlich und westlich grollte und donnerte es. Dann verstummte das Feuer, und es hieß, daß wir die Granattrichter besetzen sollten, um wenigstens eine Deckung zu haben. Es waren die ersten, die ich je gesehen, und ich legte mich mit gemischten Gefühlen an den Rand des großen, braunen Erdlochs, in dessen Tiefe noch graue, boshafte Pulvergase dampften. Einer buddelte aus der weichen, fetten Erde ein noch heißes Stück Eisen, einen Grasplitter von etwa einem Viertelpfund Gewicht.

„Wenn du den vor'n Ballong kriegst, dann biste hin," meinte nachdenklich der Oberjäger Kulmer.

„Du nich," brummte Kroppke, der Berliner, dem seine vorlaute Schnauze schon einmal drei Tage Mittel eingebracht hatte. „Bei dir prallt's ab."

Wir lachten, und die komische Leere im Magen, die beim Anblick des zackigen, dicken Stücks Eisen aufkommen wollte, verschwand. Der Oberjäger wollte aufbegehren, doch in diesem Augenblick tauchte der Leutnant auf und schickte ihn mit drei Mann auf Horchposten nach Fléron zu. Es wurde immer heller, und man sah weit im Osten das Gros heranrücken. Im Westen stiegen dünne Rauchsäulen hoch, und bald glitzerten Sonnenstrahlen auf hohen Turmspitzen und Kuppeln. Ein ganzer Wald von Fabrikschornsteinen erhob sich da, eine große Stadt schien dort zu liegen, und dann gings durch die Reihen: es war Lüttich, das Herz einer der größten und modernsten Festungen Europas, und wir hatten es zu nehmen.

Wir suchten mit den Augen vergeblich nach Festungswerken. Dort, woher es vorhin geblitzt und gedonnert hatte, war nichts zu sehen. Friedliche Gärten, Hecken, Wiesenhänge, Ortschaften, Einzelhäuser. Wo waren denn Wälle, Türme, Zinnen, die in unserer Vorstellung einer Festung die Hauptrolle spielten? Nichts zu sehen. Diese graue flache Kuppel da oben, das war doch nicht...? Und da dämmerte es in uns auf, eine moderne Festung ist eben etwas anderes als z. B. Küstrin oder Spandau, die ich schon gesehen.

In diesen Erdlöchern verbrachten wir den Tag. Die Offiziere klebten förmlich an den Feldstechern, auch wir strengten unsere Augen an, denn der Anblick der sich langsam an Lüttich heranschiebenden Heeresschlangen war überwältigend. Alle Chausseen und Landstraßen im Umkreis waren in feine Staubwolken gehüllt, aus denen es hier und da unaufhörlich blitzte und glitzerte. Da kam mir der Begriff des Wortes Heeresschlange so recht zum Bewußt-

sein. Es waren wirklich ungeheuerliche, endlose, graue Schlangen, gleichsam rauchend, die sich durch die Gegend vorwärts wanden, und ihre Köpfe waren alle auf einen fernen Punkt gerichtet — eben auf Lüttich. Der Anblick war so — so überwältigend, daß man Hunger und Durst vergaß und nur schaute und schaute.

Immerhin, die Offiziere vergaßen nicht unsere leiblichen Bedürfnisse. Wir wurden verpflegt, Requirierungstrupps wurden ausgesandt und erstanden in den Gehöften hinter uns gegen gutes Deutsches Gold allerlei Eßwaren, die verteilt und mit Heißhunger vertilgt wurden.

Wir wußten nicht, welche Aufgaben uns, all den endlosen Heeressäulen auf den Chausseen, im einzelnen zugedacht waren. Aber wir fühlten förmlich, daß die große Stadt mit den unzähligen Fabrikschornsteinen dort in der diesigen Ferne das Ziel des Unternehmens war. Wir hatten alle schon einmal davon gehört, daß Lüttich eine große Festung war. Wir mußten also stürmen. Natürlich hatten wir keine Ahnung darüber, wie so ein Sturm vor sich gehen könnte. Wir hatten aber am Morgen etwas Vorgeschmack davon bekommen durch die tiefen und breiten Granattrichter, in denen wir nun lagen. Immerhin: bewußt beschäftigten sich unsere Gedanken wenig damit. Es war zu viel Neues, Ueberwältigendes zu sehen.

Langsam verging der Tag, heiß und nur hie und da durch blauschwarze Gewitterwolken verfinstert. Im Westen muß es ein ganz gewaltiges Donnerwetter gegeben haben. Wir sahen die schrägen Striche eines niedergehenden Wolkenbruches, grelle Blitze durchzuckten das Grau, Donner rollte — unverkennbar und mit Artilleriefeuer nicht zu verwechseln — wir hatten nun Erfahrung darin. Bei uns

fielen nur vereinzelte große Regentropfen, doch die schwüle Hitze ließ nicht nach.

Endlich ging der schier endlose, untätige Tag zu Ende. Zum letzten Mal glühte der Himmel im Westen rot auf. Dann kroch die Nacht über das Land, und es wurde wieder unheimlich und drohend um uns her. Eigenartigerweise schwiegen die Forts, während sich die Kolonnen im Laufe des Tages immer näher heranschoben. Was sich die Belgier dabei gedacht hatten, ist mir schleierhaft. Ich glaube nicht, daß ein Deutscher Festungskommandant den Feind auf offenen Straßen untätig und stillschweigend herankommen lassen würde. Na, egal. Die Festung schwieg jedenfalls, und der Aufmarsch vollzog sich planmäßig.

Gegen ein Uhr nachts bliesen die Hornisten Alarm. Jawoll, damals wurde der Krieg noch nach altbewährten Mustern geführt, mit Signalen und Fahnen und Trommelwirbeln. Die Parole „Kaiser!" wurde ausgegeben, es hieß: Sturmgepäck! Wir traten also an und marschierten um unsere Tornister erleichtert auf Micheroux zu, wo sich die Brigade sammeln sollte. Häufig mußten wir ran und Drahthindernisse mit Beilen und Seitengewehren zerschneiden, denn die mitgeführten Drahtscheren reichten dazu nicht aus. Auch Baumhindernisse und Verhaue mußten wir beseitigen. So stockte der Vormarsch alle Augenblicke. Auf der gepflasterten Chaussee drängten sich zwei Infanteriekolonnen nebeneinander vorwärts, manchmal schob sich auch noch Artillerie ein. Die Häuser des Dorfes rückten immer näher, und schließlich marschierten wir auf der etwas breiteren Dorfstraße. Dann stockte der Marsch endgültig, und über eine Stunde blieben wir auf der dicht mit Truppen gefüllten Dorfstraße stehen. Ordon-

nanzoffiziere hoch zu Roß schoben sich mit Mühe durch die Kolonnen nach vorn durch. Wenn ich jetzt an diese Nacht zurückdenke, so kann ich es nicht verstehen, warum die beiden rechts und links von uns liegenden Forts nicht geschossen haben. Ein paar schwere Granaten in dieses dichte Menschengewühl gesetzt, und die 14. Brigade wäre gewesen. Aber sie taten es nicht, wir hatten eben Glück gehabt.

Dann hieß es, vorwärts, marsch! Langsam setzte sich die Menschenmenge — von Kolonnen konnte man schon kaum sprechen — in Bewegung. Plötzlich — ein Schuß, noch einer, dann Schnellfeuer. Offenbar aus den Häusern wie in Hervé. Und da war's um unsere Disziplin geschehen. Das Gewehr flog wie von selbst an die Backe, und päng! päng! knallten wir stehend rechts und links in die dunklen Häuser. Vergeblich geboten Offiziere Halt, vergeblich schnauzten und zeterten Unteroffiziere, vergeblich bliesen die Hornisten „Stopfen!" Die Schießerei dauerte eine ganze Weile an, und schon begannen einzelne Häuser zu brennen. Die rote Lohe beleuchtete das ununheimliche Bild, die feuernden Gewehrläufe, die verzerrten Gesichter, die scheuenden Pferde der Artillerie, die sich an die Pferdehälse duckenden Fahrer...

Eine Gruppe Offiziere keilte sich in die Masse der wild um sich Schießenden ein. Wir erkannten den General v. Emmich darunter, der mit heiserer Stimme einem Geschütz abprotzen und auf das eine vorspringende Haus südlich der Straße einen Schuß abzugeben befahl. Nach dem donnernden Knall des Abschusses steigerte sich das Geknatter noch mehr. Eine Art Panik drohte auszubrechen.

Der Vize brüllte mir ins Ohr, ich solle in drei Deibelsnamen mit dem Geschieße aufhören und mitkommen. Mit ein paar anderen drangen wir in eins der Häuser ein. Der Vize leuchtete in die schwarze Finsternis mit seiner Taschenlampe. Ich sah eine Bauernstube mit umgeworfenen Stühlen, mit Mörtel und Putz auf dem weißen Fußboden — Spuren unseres wilden Schießens. Eine dunkle Gestalt war gerade im Begriff, aus dem Fenster in den Garten zu springen, als die Pistole des Vize den Raum mit ohrenbetäubendem Knall füllte. Der Mann sackte zusammen, und etwas fiel mit schwerem Gepolter zu Boden. Der Vize leuchtete hin — ein Gewehr. Wir durchsuchten das Haus, fanden jedoch niemand mehr. ich sah, daß Kroppke in der Schlafkammer zurückblieb und ein Streichholz anstrich, folgte aber dem ungeduldig rufenden Vize auf die Straße. Dort holte uns Kroppke ein, und sein Gesicht hatte ein seltsam grimmig-zufriedenes Grinsen. Ich schaute mich um und sah, daß aus dem zerbrochenen Fenster erst dünne, dann immer dickere Rauchwolken stiegen.

„Hast angesteckt?" fragte ich im Laufen, denn der Vize hatte es eilig, die Kompagnie einzuholen. Kroppke nickte. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden. Rache muß sein.

Wir kamen ins Freie, unsere Kompagnie fanden wir im Gewühl aber nicht. Es ging alles durcheinander im Dunkeln, und wir waren zufrieden, vorwärts kommen zu können. Aus einem Kornfeld bekamen wir Infanteriefeuer. Das tzſk, tzſk! der Gewehrkugeln war uns nun fast vertraut geworden. Ein Zug Infanterie vor uns schwenkte nach links und schwärmte aus. Das Geknatter

wurde lauter, dann hörte es auf. Hier sah ich die ersten Belgier. Seltsam, wie schnell ein Mensch das Soldatische verliert, sobald er gefangen ist, die Waffen fortwirft und die Patronentaschen abschnallt. Verwahrlost und wild erschienen mir diese ersten Gefangenen der regulären belgischen Armee, die mit erhobenen Armen aus dem Korn heraustraten. Die Uniformröcke, nunmehr ohne Koppel, schlotterten nur so um ihre Gestalten. Die Gesichter konnte man im Dunkeln nicht sehen, doch schienen sie mir ungewöhnlich bleich.

Wir überholten eine haltende Gruppe hoher Offiziere hoch zu Roß, einige Generalstäbler abgesessen, über eine Landkarte gebeugt, im Schein einer kleinen Taschenlampe.

„Ist das der richtige Weg? Zum Donnerwetter, wer weiß denn hier Bescheid?" Solche aufgeregten Worte sind nicht besonders dazu angetan, das Gefühl der Sicherheit und die Siegesgewißheit zu erhöhen. Ich sah aber den mir schon bekannten großen, blonden General vom Pferde steigen und faßte augenblicklich wieder Vertrauen. Ich hörte noch, wie er zum anderen General, wohl zu v. Emmich sagte:

„Ich gehe nach vorn, Exzellenz, und sehe nach, warum der Vormarsch dauernd stockt."

Wirklich, die Truppen stauten sich wieder auf der Straße zusammen. Irgendwo knatterten Gewehre. Aber die Festungsartillerie schwieg.

Wir sahen, daß sich der General umsah, als suche er einen Pferdehalter. Kroppke sprang vor und ergriff die Zügel des unruhig die Ohren bewegenden Pferdes.

„Danke," sagte der unbekannte General kurz, sein Blick fiel auf mich, und er winkte. „Wie heißen Sie?"

Ich riß die Knochen zusammen und meldete. „Kommen Sie mit, Einjähriger," befahl er, und ich brüllte begeistert: „Zu Befehl, Euer Exzellenz!" Dann sah ich aber, daß seine Epauletten keinen Stern hatten, ein Generalmajor also, und wurde total verwirrt, den hohen Herrn falsch angeredet zu haben. Er achtete aber nicht darauf, sondern grüßte zu v. Emmich hinauf und ging rasch neben der vollgepfropften Chaussee nach vorn. Ich trabte also hinterher, nachdem mir der Vize in grimmigem Theatergeflüster einige herzhafte Ermahnungen nachgeschickt hatte — aufzupassen und die dritte Kompagnie nicht zu blamieren.

Zwei Generalstabshauptleute überholten mich und schlossen sich dem General an, ich erkannte sie an ihren roten Streifen. In dieser erlauchten Gesellschaft kam ich mir furchtbar klein und häßlich vor, zugleich aber war ich unmaßlich stolz darauf, „auserwählt" zu sein, und wenn auch nur als bescheidene Gefechtsordonnanz. Wir überholten in raschem Tempo die Kolonnen. Hier und da blieb der General stehen und redete beruhigend und anspornend auf die Leute ein. Es war so gar nichts Generalsmäßiges in seinem Ton, er sprach ruhig, ungeheuer sicher, väterlich. Jetzt erst sah ich, daß auch ein Hornist mit uns lief, der unaufhörlich „avancieren" blies — ihr könnt mir glauben, daß ich nicht einmal das schmetternde Signal in der Aufregung gehört hatte. Ich meine fast, die Leute in der zusammengepferchten Kolonne auch nicht.

Vorn knatterte heftiges Schützenfeuer. Ueber unseren Köpfen hinweg zwitscherten die Kugeln. Hinter uns lohten noch die Häuser von Micheroux. Dann fiel vorn ein Kanonenschuß. Mein Herz setzte für einen Augenblick aus

— das war doch etwas anderes als Gewehrfeuer, an das ich mich schon gewöhnt hatte. Der General ging noch schneller, und der eine Generalstäbler neben ihm mußte sogar manchmal antraben, was sehr komisch aussah und mir über den ersten Schrecken hinweghalf. Der Hornist blies eifrig und falsch, aber keiner hörte darauf. Dann wandte sich der General um und sagte etwas ärgerlich:

„Hören Sie doch mit dem Getute auf! Man hört schon so nichts!"

Wir kamen in ein anderes Dorf, und aus den Worten der Generalstäbler schnappte ich auf, daß es Retinne hieß. Hier bummerte das noch unsichtbare Geschütz schon lauter, und manchmal flog etwas rauschend über unsere Köpfe hinweg.

„Sie schießen mit Kartätschen," hörte ich den einen Generalstäbler sagen. „Wir müssen die Batterie zum Schweigen bringen. Kommen Sie, Brinkmann, nehmen Sie ein paar Leute und schlagen Sie sich nach links, ich will sie von rechts umfassen."

Wir blieben mit dem General allein. Auch der Hornist war verschwunden, entweder schloß er sich einem der Generalstäbler an, die mit einem Häuflein Männer, die sie einfach von der Straße aus der Kolonne holten, im Dunkeln untertauchten, oder er war im Gedränge zurückgeblieben. Ich trabte hinter dem General her, der sich zwischen den Kolonnen auf der Dorfstraße vorwärtsschob, besorgt, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Dann hörte plötzlich das Gewühl auf, wir waren im Freien, das heißt auf menschenleerer Dorfstraße. Vorn knatterte es immer noch, also dort mußten noch Truppen sein. Der General blieb stehen und wandte sich um. „Suchen Sie

einen Offizier hinten," sagte er mir. „Die Leute sollen vorgehen. Sagen Sie, ich habe den weiteren Vormarsch befohlen."

Ich sauste zurück und stieß auf einen baumlangen Infanterieoberleutnant. In strammer Haltung richtete ich den Befehl aus. Er fragte, wer der General sei, ob es Generalmajor von Wussow wäre. Ich mußte das verneinen, und beschrieb kurz den Unbekannten. Der Oberleutnant zuckte die Achsel und trieb seine Leute, die unschlüssig hinter einem Häuservorsprung verharrten, an. Ich rannte zurück zu „meinem" General. Ich mußte lange rennen, er war weit vorn. Hinter mir hörte ich die schweren Stiefel der nachrückenden Infanterie.

Einige Male bummerte noch die Kanone vorn, dann hörte sie auf, nachdem das Gewehrfeuer erst heftig aufflackerte, dann verstummte und ein fernes Hurrah! erklang. Sie hatten also die Batterie erstürmt, das war selbst mir Grünschnabel klar. Daß ich nicht dabei sein durfte!

Ich holte den General ein, als er den beiden Generalstabshauptleuten für das Bravourstück dankte. Sie haben die Batterie seitwärts umgangen und in schneidigem Ueberfall genommen. Ein paar Belgier standen um die schweigenden Geschütze und Protzen herum, verwahrlost und augenscheinlich verwirrt. Einige Jäger beschauten sich stolz die Beute, doch sie waren von der ersten Kompagnie, und ich kannte sie nicht.

Die Infanterie kam von hinten nach, und der General setzte alles in Marsch. Er selbst marschierte mit der Spitze. Wieder schlug uns Infanteriefeuer entgegen, einige von unseren Leuten warfen sich hin und feuerten in die schwarze

Finsternis hinein. Der General aber ging aufrecht weiter, ich klopfenden Herzens hinterher, die beiden Generalstäbler trennten sich von uns, sie wollten wohl Verbindung wiederherstellen. Es ging alles drunter und drüber in dieser Nacht, und niemals später habe ich ein solches Durcheinander bei den Preußen erlebt. Wir hatten eben keine Kriegserfahrung, und der heimtückische Franktireurkrieg verwirrte uns unsagbar. Plötzlich waren wir nur ein paar Mann, etwas über einen Zug, die hinter dem General hertrabten, Gewehr in Anschlag, die Köpfe weit vorgestreckt. Andere gingen rechts und links durch Vorgärten vor. Die Parole „Kaiser!" erklang hier und da.

Plötzlich hörte die Dorfstraße auf, wir waren am Ausgang des Dorfes angelangt. Das Feuer wurde heftiger, und da hörte ich zum ersten Mal den Klang der in Menschenkörper einschlagenden Kugeln. Auch der General hatte es gehört, er schreibt davon in seinen Kriegserinnerungen. Wir warfen uns alle hin, auch der General. Es hatte keinen Zweck, hier weiter zu gehen. Zudem geisterte vor uns auf einer Anhöhe etwas, was sich schwarz in den Himmel einschnitt und verdammt nach einem Festungswerk aussah.

Ich lag neben dem General und schoß, was die Knarre hergeben konnte, auf die Linie der vor uns aufblitzenden Mündungsfeuer. Der General legte mir die Hand auf den Oberarm: „Wir müssen zurück. Das ist der falsche Ausgang. Dort vorn liegt das Fort. Geben Sie durch: Zurückkriechen in Deckung der Häuser."

Ich gab die Weisung durch, und wir krochen langsam auf allen vieren zurück, während die Belgier über unsere Köpfe hinweg feuerten. Im Dorf suchten wir eine Weile

den richtigen Weg. Es sammelten sich um uns noch mehrere Versprengte, auch ein Jäger von meiner Kompagnie war dabei, der sich mir anschloß, ein schüchternes, blaßblondes Kerlchen namens Lehmann.

Auf der dunklen Dorfstraße sahen wir einen Mann, der zwei Pferde am Zügel hielt. Der General fragte ihn, wer er sei.

„Pferdebursche des Herrn General von Wussow," meldete der Gefreite in strammer Haltung.

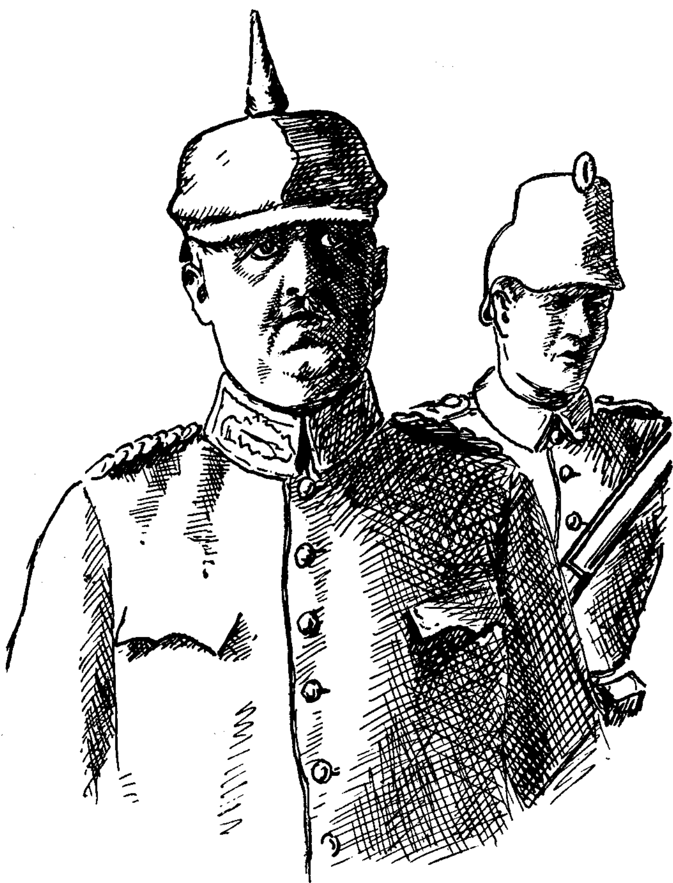
„Wo ist der Herr General?"

„Vorn, Herr General. Ein Mann meldete, der Herr General seien gefallen."

Schweigend setzte sich unser, „mein" General in Bewegung. Wir hinter ihm her. Immer mehr Versprengte schlossen sich uns an. Allerdings sah ich einige scheu an den Häuserfronten nach rückwärts schleichen. Ich machte mir damals keine Gedanken darüber, daß es Drückeberger waren. Ich lief einfach hinter dem General her und hatte ein sonderbares und eigentlich vollkommen blödsinniges Gefühl des Geborgenseins in Gegenwart und unter Führung dieses ruhigen Mannes.

Wir kamen also aus Retinne heraus und gingen auf der Chaussee vor. Im Osten begann es zu grauen, und die Umgebung war in ein unwirkliches, unbestimmtes Zwielicht getaucht, das keine Entfernungen zu bestimmen gestattete und alles in eine graue Farbe tauchte. Häuser tauchten vor uns auf. Wieder zischten Kugeln über unseren Köpfen.

Kurz vor dem Dorf erblickten wir einen Haufen Menschenleiber. Wir kamen näher. Deutsche Soldaten, Infanteristen, die Nummer 27 auf den Achselklappen.



Wohl ein Kartätschenvolltreffer. Warmer Blutdunst schlug uns entgegen, als wir über dieses schreckliche Hindernis steigen mußten — der Leichenhaufen sperrte förmlich die Straße. Ich sah, daß sich der General über die Toten

beugte, folgte mit den Augen seinem Blick und erkannte in dem undeutlichen Licht in einem der Toten unseren Brigadegeneral. Ein anderer Offizier mit durchflochtenen Achselstücken lag etwas weiter vorn.

Der General richtete sich auf, schaute zu uns zurück. Ruhig klang seine Stimme: „Brigade hört auf mein Kommando!" Dann ging er weiter, und wir folgten ihm ins Dorf, das vor uns lag.

Ein bespanntes Geschütz holte uns auf, der General ließ es abprotzen und die Kanoniere ihre Haubitze vorschieben. Er selbst ging zwischen Geschütz und Protze, aufrecht, ohne jede Deckung, wir aber drückten uns hinter die Schutzschilde, als die Kugeln immer dichter kamen und einige zu Boden streckten. Infanteristen, Jäger, Artilleristen, alles schob sich in einem dicht gedrängten Häuflein hinter dem Geschütz und der Protze die Straße entlang. Ab und zu blieb der General stehen und sagte kurz und ruhig: „Schuß!"

Die Kanoniere ließen dann den Lafettenschwanz herunter, kletterten auf ihre Sitze, und dann übertönte ein ohrenbetäubender Schuß das Gewehrgeknatter. Berstende Mauern, Balken, Dachziegeln, roter Blitz der Detonation, Krachen, Knistern. Dann Stille, als wäre der Feind weggefegt. In der Hauswand gähnte dann ein kreisrundes Loch des Einschusses, während die hintere Wand weit aufgerissen klaffte.

So ging es von etwa 50 zu 50 Meter weiter. Jedesmal schlug nach einer Weile heftiges Feuer in unsere Reihen, daß die Kugeln wie wütende Paukenschläge auf die Schutzschilde dröhnten und manch einen Kameraden auf den harten Asphalt streckten. Manchmal spritzten

sie mit lautem Aufschlag auf die Straße und prallten als Querschläger gleich summenden Bienen ab. Damals wußten wir noch nicht, was ein Querschläger ist, welche furchtbaren Wunden er zu reißen vermag, sonst würden wir wohl noch langsamer vorwärts gekommen sein.

Ich schaute mich um. Es waren etwa zwanzig Mann um das Geschütz und die Protze versammelt. Rechts und links knisterte und rauschte es in den Gärten. Ein Jägeroffizier mit vier Mann kam von hinten nachgelaufen. „Der Kaiser! Der Kaiser!" klang es hier und da. Sonst weit und breit keine Deutschen mehr zu sehen, nur hier und da wälzten sich feldgraue Gestalten hinter uns auf dem Boden.

„Los, weiter!" sprach der General ruhig von Zeit zu Zeit. „Kommt mit, laßt mich nicht allein gehen!"



Wunderbar ermutigend wirkte diese gütige, ruhige Stimme. Vielleicht hätte ein schneidiger Befehl nicht so gewirkt. Wieder beschlich mich ein seltsames Gefühl der Geborgenheit.

„Schuß!" befahl „mein" General. Das Geschütz spie wieder gegen eine Hausfront. Ich sah weiße Vorhänge wie Fahnen aus dem Fenster wehen, dahinter blitzte es auf, ein Krachen und Bersten. Und dann Todesstille, in der der eigene Herzschlag zu hören war.

„Weiter, Kinder, weiter!" mahnte der General. Vorwärts ging es. Nach einer Weile knatterte es wieder vorn, mein Nachbar, ein unbekannter Infanterist, sank mit gellendem Schrei nieder. Weiter, nur nicht aufhalten, weiter! Im Dröhnen der Kugeln gegen die Schutzschilde schoben wir das Geschütz weiter.

„Schuß!"

Und dann kam es. „Munition ist alle!"

Uns erstarrte das Blut in den Adern. Das Geschütz war unsere Rettung. Sein Schild deckte uns und sein Donnerschlag bahnte uns den Weg. Jetzt konnten wir doch nicht weiter!

Der General wandte den Blick nach vorn. Er schwankte keinen Augenblick. „Los, Kinder, kommt weiter! Laßt mich nicht allein gehen!"

Ich muß gestehen, keiner von uns rührte sich, als der General einige Schritte vor das Geschütz machte. Er wandte den Kopf. Heiße Scham stieg mir ins Gesicht, aber ich war unfähig, auch nur einen Schritt zu tun. Die Füße waren wie an den Asphalt angewachsen. Dazu sah ich vorn belgische Infanterie sich quer über die Straße schieben...

„Meine Jäger vor!“ kam es plötzlich stahlhart von den Lippen des Generals. Befehl. Der ganze eiserne Wille des Mannes lag darin, drang in unsere Knochen, riß uns vorwärts — acht oder zehn Jäger mit einem Leutnant, wir drängten uns plötzlich nach vorn, während der General aufrecht und gerade auf der Straße stand und auf uns wartete.

Die Belgier schlugen an. Jetzt! Jetzt! Ich hatte keine Sorge um mich, so seltsam es mir nachher auch schien. Ich sorgte brennend um den hohen, aufrechten Führer vor uns, der sich in voller Höhe dem feindlichen Feuer aussetzte. Ich riß das Gewehr an die Backe, sah rechts und links andere Gewehrläufe im Anschlag.

Dann zerriß die belgische Salve die Luft, wieder dröhnten die stählernen Paukenschläge gegen die Schutzschilde, ich drückte atemlos ab — ob ich einen getroffen, weiß ich nicht, denn meine Augen hingen in namenloser Angst an der unbeweglichen Gestalt des Generals. Jetzt wird er stürzen...

Ein Donnerschlag unmittelbar hinter mir riß mich fast zu Boden. Die Belgier vorn verschwanden wie fortgeweht. Irgendeiner hat Munition von hinten nachgebracht, und die Haubitze konnte wieder bellen. Ich schaute mich um. Ich und Lehmann, wir waren die einzigen von den Jägern, die noch aufrecht standen. Die übrigen, auch der Leutnant, lagen auf der Erde, tot oder verwundet. Der Leutnant schlug die Augen auf und seine erste Frage war: „Lebt er?“

Ich verstand, wen er meinte, und bejahte. Wir zogen ihn zur Seite, damit das Geschütz den Vormarsch fort-

setzen konnte. Weiter ging es unter dem beruhigenden Zuspruch des Generals.

Ein Zug Infanterie unter Führung des langen Oberleutnants holte uns ein. Dann kamen die beiden Generalstabshauptleute mit einem Haufen Leute aus verschiedenen Truppenteilen mit einer weiteren Haubitze nach. Unser Häuflein wurde immer größer. Wir konnten sogar die Nebenstraßen und Häuser säubern. Einige Hornisten bliesen unausgesetzt „Vorwärts, marsch!" Dann tauchte gar meine eigene Kompagnie auf, und der Häuptling erkundigte sich grimmig, wo ich denn die ganze Zeit gesteckt habe. Dann nickte er aber und schmunzelte sogar, was ich als Anerkennung auffaßte.

Jetzt wurden die Häuser links und rechts, aus denen geschossen wurde, nach und nach gestürmt. Queu-de-bois — so hieß das Nest — war demnach das längste Dorf, das ich je erlebt. Nicht der Ausdehnung nach, sondern der Zeit und dem Erleben nach. Endlich erreichten wir den Dorfausgang. Links auf der Chaussee, die zu einem ziemlich breiten Fluß und einer Brücke führte, erblickten wir eine marschierende Kolonne. Ich hörte, wie „mein" General zu dem einen Hauptmann sagte:

„Das dürfte die 27. Brigade sein."

Sie spähten beide durch ihre Feldstecher hinüber, und plötzlich wandte sich der General zu den Leuten und befahl Schützenfeuer. Die Entfernung war ziemlich groß, doch wir gaben einige Schüsse auf die Kolonne ab, die sich als abziehende Belgier entpuppte. Auch die beiden Haubitzen funkten zwei, drei Schuß hinüber, worauf die Belgier die Beine in die Hand nahmen und in Schweinstrab über die Brücke abhauten.

Von hinten trafen immer mehr Zurückgebliebene und Versprengte ein. Dann rückte ein ganzes Infanterieregiment geschlossen an, dessen Kommandeur sich beim General meldete. Artillerie trabte heran, Pioniere mit Sturmleitern kamen, die wir Feuerwehr nannten. Darauf setzte sich die Kolonne in Bewegung. Ich mußte mich hier von „meinem" General trennen und tat es schweren Herzens, denn er war für mich zum Inbegriff des Führers und Offiziers geworden, an dem ich nun mit meinem ganzen zwanzigjährigen Herzen hing. — — —"

—*—

„Neunzehnjährigen, Onkel Otto," berichtete Hansel, der auf Genauigkeit hielt.

„Richtig. Aber die Beschaffenheit des neunzehnjährigen und des zwanzigjährigen Herzens ist ziemlich dieselbe, so daß es gleich ist. Im übrigen möchte ich, wenn es geht, noch ein Täßchen Kaffee."

„Es wird gehen," sagte Frau Irmgard und schenkte ein. „Er wird wohl ziemlich kalt sein."

„Schadet nichts. Ich habe mir schon den Mund trocken geredet."

„Ludendorff war doch Oberquartiermeister bei der 2. Armee, nicht wahr?" sagte der Vater. „Er hatte doch eigentlich keine Kommandogewalt gehabt, bis Wussow fiel."

„Jawohl. Er war aber mit der Urheber des Planes, Lüttich durch Handstreich zu nehmen, um den Weg nach Frankreich für unsere mobilen Armeen zu bahnen. Er hatte den Plan selbst im Generalstabe ausgearbeitet. Darum erbat er für sich die Erlaubnis, dem Vormarsch des Korps Emmich beizuwohnen. Und es war gut so. Wir

hätten Lüttich niemals genommen, wenn er das Kommando über die 14. Brigade nicht übernommen hätte. Keine von den übrigen fünf Brigaden ist durchgebrochen. Sie wurden auch nicht von Holzköpfen oder Feiglingen geführt. Aber es fehlte ihnen eben ein — Ludendorff. Gewiß, auch Glück spielte dabei eine Rolle. Aber Soldatenglück ist nur mit dem Tüchtigen. Es ist nicht nur meine felsenfeste Ueberzeugung, sondern auch die Meinung aller ernst zu nehmenden militärischen Autoritäten, daß es uns niemals gelungen wäre, Lüttich innerhalb von etwa zehn Tagen zu nehmen, wenn nicht Ludendorff mit der 14. Brigade schon am dritten Aufmarschtage durchgebrochen wäre."

„Erzähl' weiter, Onkel Otto," bettelte Horst, dem die Unterhaltung zu hoch wurde. „Hast du Ludendorff auch später gesehen? Wie war's denn weiter?"

Der Onkel räusperte sich, trank einen Schluck kalten Kaffee und fuhr in seinem Bericht fort.

—*—

„Kurz bevor wir uns in Marsch gesetzt hatten, traf auch General von Emmich mit seinem Stabe ein. Die hohen Offiziere berieten zusammen auf der Kuppe der Anhöhe. Vor uns lag auf einer anderen Anhöhe das düstere, unmoderne Festungswerk der Chartreuse.

Die Truppen wurden sozusagen sortiert. Sie formierten sich auf der Chaussee und setzten nun den Vormarsch fort, nachdem Sicherungen ausgesandt wurden und wir Jäger wieder die Vorhut hatten. Als Ziel wurde uns das altertümliche Festungswerk der Chartreuse angegeben, das schweigend und drohend auf der Anhöhe vor uns lag. Wir passierten das Dorf Bellair, fast ohne auf Widerstand zu stoßen. Jetzt, am hellichten

Tage und im Bewußtsein, daß uns starke Kräfte auf dem Fuße folgten, vielleicht auch durch die bisherigen Kampferfahrungen gefestigt, fegten wir einen kleinen Trupp Belgier, der einige Schüsse auf uns abgegeben, mit gefälltem Bajonett hinweg. Sie warfen ihre Knarren fort, sobald sie unser Hurra hörten, und ergaben sich. Ein paar Jäger transportierten sie nach hinten, wo bereits mehrere hundert Gefangene mittrabten. Wir traten aus dem langgestreckten Dorf ins Freie und näherten uns der Maas. Es war drückend heiß, und das blinkende und glitzernde Wasser zog uns förmlich an. Aber ans Baden war natürlich nicht zu denken.

Kurz vor einem anderen Dorf bogen wir links von der Chaussee ab und schwärmten auf Befehl des Häuptlings aus. Das finstere Chartreuse-Werk lag nun dicht vor uns. Was lauerte hinter seinen grauen Mauern? Warteten da feuerbereite Batterien, schnelle Maschinengewehre, geübte Scharfschützen? Schweigend lag das Werk vor uns, und sein dunkler Schatten lastete auf uns wie eine Gewitterwolke über der Landschaft.

Am Fuße der Anhöhe holte uns „mein" General ein. Ich wußte ja immer noch nicht, wie er hieß. Ich verehrte, vergötterte ihn auch so. Jeder, der ihn in dem nächtlichen Straßenkampf in Micheroux, an dem grauenvollen Morgen in Queu-de-Bois gesehen hatte, mußte ihn verehren. Er war der Typ des preußischen Offiziers und Führers in seiner höchsten Vollkommenheit. Das war mir schon damals bewußt. Ich hätte mich für den Mann in Stücke hauen lassen.

Er ließ uns halten und setzte sich zu unserem Hauptmann. Ich konnte ihre Unterhaltung nicht hören, ich war

zu weit von ihnen entfernt. Aber meine Augen klebten unablässig an dem ernsten und gütigen Gesicht des Generals, das aber zugleich ungeheuere Willenskraft verriet. Ich konnte damals dieses Gesicht nicht so deuten, wie ich es jetzt tue. Und ich versuchte es auch gar nicht. Für mich war dieses Gesicht der Inbegriff eines Heldenantlitzes, und das genügte.

Neben mir erzählte Lehmann von seinen Erlebnissen in Queu-de-Bois. Ein paar Jäger, den General neugierig musternd, hörten achtungsvoll zu. „Als ob er kugelsicher wär'," meinte Lehmann in seiner leisen, langsamen Art. „Immer zwischen den Geschützen, frei weg, ohne Deckung, als ob die Belgier mit Platzpatronen schössen. Mensch, ich hab' gezittert, die ganze Zeit Angst gehabt: nu kippt er um! Nichts zu machen! Das ist ein Kerl, Kinder!"

„Wie heißt er bloß? Der ist doch nicht von unserer Division." Kruppke wandte sich zu mir, doch auch ich konnte ihm keinen Aufschluß geben. Der Vize, der nicht weit von uns schweigend seine Zigarette rauchte, wußte es auch nicht, denn er zuckte nur die Achsel. Er führte übrigens jetzt den zweiten Zug und fühlte sich — so schien es uns wenigstens. Er war aber eine gute Haut, unser Vize, wenn auch schweigsam und einsilbig. Er ist dann an der Marne gefallen.

Die Brigade rückte heran. „Mein" General erhob sich und befahl zu rasten. Verpflegungstrupps wurden in die leeren umliegenden Gehöfte geschickt, denn unsere Feldküchen waren zurückgeblieben und die eisernen Portionen durften noch nicht angegriffen werden. Damals war es sehr streng damit. Wir futterten also Weißbrot und belgischen Speck und tranken Wasser mit Rotwein

gemischt, den die Leute ebenfalls angeschleppt hatten. Kruppke, der auch zu solch einem Trupp gehörte, berichtete schmatzend und augenrollend von den ungeheueren Weinvorräten in den Kellern, so daß der Vize, der davon hörte, schließlich brummte: „Daß ihr euch nicht untersteht, noch mehr von dem Gesöff zu holen! Wir haben einen schweren Tag vor uns, wer sich besäuft, wird bestraft!"

Wir waren aber auch zu müde, um freiwillig zurückzulaufen. Wir lagen da in der prallen Sonne, die sich langsam neigte, und freuten uns diebisch, daß wir zunächst nicht zu marschieren brauchten. „Mein" General war ein feiner Kerl. Er sorgte für seine Leute.

Auf seinen Befehl hin fuhr eine Haubitze auf, richtete ihr kurzes Bulldoggenmaul auf die Stadt und ließ ihre liebliche Stimme sprechen. Irgendwo zwischen den Häusern platzte dann die Granate, und wir sahen schwarzen Rauch aufsteigen. So sieht also eine Artilleriebeschießung aus! Wir hatten keine Lust, in der Haut der Lütticher Bürger zu stecken. Eine halbe Stunde später donnerte die Haubitze wieder und so fort mit Abständen von 30 Minuten. Die Munition sollte wohl gespart werden.

Dann rückte wieder der General v. Emmich heran, und wir mußten eine Anhöhe östlich der Chartreuse besetzen. Der Stab, mit ihm auch „mein" General, schlossen sich uns an. Von da hatten wir einen wunderbaren Blick auf die im Tal liegende Stadt. Die Maas floß in großzügiger Kurve zwischen den Häusern hindurch, ein Wald von Schornsteinen erhob sich hinter ihrem stahlblauen Band etwas abseits, eine richtige Fabrikstadt, mit der anderen durch eine Eisenbahn verbunden. Hinter der

Stadt aber ragte ein Festungswerk empor, ähnlich der Chartreuse zu unserer Linken, die immer noch schwieg.

Plötzlich entstand eine Bewegung unter den Offizieren des Stabes. Sie spähten angestrengt durch ihre Feldstecher auf die Zitadelle, dieses zweite altertümliche Festungswerk jenseits der Maas, wiesen dorthin mit den Händen und schienen außer Rand und Band zu sein. Wir Jäger haben gute Augen. Bei der Musterung wird dabei besonderer Wert gelegt. Ich beschattete also die Augen mit der Hand und versuchte, ebenso scharf zu sehen wie ein Feldstecher. Was war das? Ueber der Stadt flatterten eine Unmenge Rotkreuzfahnen — die Schlauberger von Belgiern! Und über dem Werk wehte eine Fahne — eine — zum Donnerwetter — eine weiße Fahne! Das Werk ergab sich! Hurra! brüllte ich, daß sich der Vize böse umschaute.

Einer der Generalstabsoffiziere — es war der Hauptmann v. Harbou — saß auf und ritt in gestrecktem Galopp der Stadt zu, hinter ihm eine Ordonnanz mit weißem Fähnchen auf einer Stange. Das Feuern der Haubitze wurde eingestellt. Wir warteten.

„Mein" General rastete nicht. Er ging die Reihen entlang und ließ die Brigade sich einrichten. Wir gruben uns ein — kümmerliche, flache Mulden, jeder Mann für sich — Kinder, wenn ich an die späteren Schützengräben denke! Aber wir hatten ja damals, August 14, noch keine Ahnung vom Einbuddeln.

Eine Stunde nach der anderen verging. Wir schwatzten und rauchten und ruhten uns aus. Wir wären eigentlich restlos glücklich gewesen, wenn wir unsere Feldküchen gehabt hätten, denn ein warmes Essen gehörte damals zu unserer friedensmäßigen Vorstellung vom Soldatenleben.

Aber auch so waren wir guter Dinge und wußten nichts um die Sorgen, die den Kopf unserer Führer schwer machten. Wir wußten nicht, daß wir als einzige immobile, das heißt nur friedensstarke Brigade — die Kriegsstärke war fast doppelt —, dazu durch die opferreichen Straßen- und Franktireurkämpfe geschwächt, allein im Innern einer großen, modernen und von starker Garnison belegten Festung lagen, ohne Verbindung zu den Nachbarbrigaden, die sämtlich in der Nacht zum 6. unverrichteter Dinge umgekehrt waren, ohne Verbindung nach rückwärts und sehr schwach auf der Brust hinsichtlich Munition. Wir wußten nicht, daß wir eigentlich gefangen waren, wenn nur die Belgier sich ihres Vorteils bewußt wären. Ich glaube, wir würden dann nicht so seelenruhig unsere Zigaretten geraucht haben.

Aber wir wußten eben nichts davon und warteten auf die Uebergabe der Festung. Zwar war das weiße Fähnchen auf der fernen Zitadelle verschwunden, aber wir dachten darüber nicht nach. Erst als gegen sieben Uhr abends unser Parlamentär zurückkehrte und das Geschütz wieder anfing, seinen Stahlgruß alle halbe Stunde in die Stadt zu senden, da begann sich in uns eine leise, sich immer verstärkende Unruhe zu regen. Wir sahen, daß die Offiziere finstere Gesichter machten und die Wachen besonders sorgsam kontrollierten, und das war wenig ermutigend.

Zwar schwieg die finstere Chartreuse immer noch, und nichts regte sich hinter ihren Mauern. Auch die Werke hinter uns feuerten nicht, obgleich sie uns fabelhaft hätten eindecken können. Aber wir fühlten uns unsicher, spähten angestrengt nach den Nachbarbrigaden aus, die sich nicht

zeigten, und die Posten feuerten häufig ohne ersichtlichen Grund, nur auf eine eingebildete Bewegung im Gelände, die sie wahrgenommen zu haben wähnten.

Und dann sahen wir, wie eine Kompagnie Infanterie mit einer endlosen Kolonne von Gefangenen in ihrer Mitte in Richtung Chartreuse abmarschierte. Ein Zug bildete ausgeschwärmt die Vorhut, die beiden anderen bewachten die fast tausend Belgier. Wir verfolgten ihr Vorgehen gespannt und jederzeit gewärtig, daß heftiges Feuer diesen Kameraden entgegenschlagen würde.

Alles blieb ruhig. Irgendwo in der Ferne bummerten schwere Geschütze, doch das galt nicht uns. Die Kompagnie erklomm die Anhöhe, verhielt eine Weile vor dem Tor der Chartreuse, dann ertönte eine schwache Explosion, die uns auf die Beine brachte, die aber nur von der Sprengung des Tores des Werks durch die Pioniere herrührte, und die Kompagnie entschwand unseren Blicken hinter den mächtigen, hohen Mauern der Chartreuse. Die Belgier hatten das Werk, das übrigens veraltet und für moderne Artillerie nicht feuerfest war, geräumt.

Uns wurde es leichter. Aber je mehr sich die Dunkelheit verdichtete, umso nervöser und unruhiger wurden wir. In der Postenkette entstanden alle Augenblicke grundlose Schießereien, die uns auffahren und an die Gewehre laufen ließen. Die Offiziere, selbst niedergedrückt — sie übersahen die Lage natürlich besser als wir Landser —, hatten alle Mühe, ein allgemeines panisches Geschieße zu unterdrücken. Da ging „mein" General die Fronten entlang, sprach mit den Offizieren und den Mannschaften, redete gut zu. Ich pirschte mich an den Häuptling heran, um zu hören, was der fremde General, der das Kommando über die Brigade

eigenwillig übernommen, unserem Kompagniechef sagen würde. Der General, der in zwei Schritt Entfernung an mir vorüberging, erkannte mich im grauen Zwielicht, blieb stehen und fragte:

„Nun, Einjähriger, gut überstanden? Morgen sind wir in Lüttich."

„Zu Befehl, Herr General!" brüllte ich begeistert. „Morgen sind wir in Lüttich!"

Jawohl, ich war mit einem Mal davon überzeugt. Die ruhige Zuversicht des Generals teilte sich mir plötzlich mit. Und alle Nervosität und Unruhe waren gewichen.

„Mensch, hat der ein Gedächtnis!" sagte Lehmann, der in der Nähe war. „Der hat doch tausend Gesichter in der Nacht gesehen. Und hat dich gleich erkannt!"

„An der vorlauten Schnauze," meinte Kroppke, und die Leute lachten, doch mir war's egal. Ich war stolz und unmäßlich glücklich. „Mein" General hat sich mich gemerkt, mich wiedererkannt und angesprochen! Mir stieg es heiß in die Augen, und ich ging still abseits, um mein maßloses Glück erst einmal zu verdauen.

Inzwischen war er weitergegangen, und auch unsere Offiziere zeigten freundlichere und zuversichtlichere Gesichter. Die Nacht stieg aus den schwarzen Wolken herab, kalt, feucht, windig. Wir fröstelten in unseren Waffenröcken. Mäntel und Decken waren mit den Tornistern bei der Bagage zurückgeblieben, und die Leute, die nicht Wache hatten, hockten eng beieinander, um sich gegenseitig zu erwärmen. Auch ich setzte mich schließlich zu Lehmann und steckte meine letzte zerknüllte Zigarette an. Die Hälfte gab ich dem Kameraden. Er dankte kurz und

zog den Rauch gierig ein. „Meine sind mir schon in Hervé ausgegangen," sagte er.

Kroppke hörte seine Worte und warf uns wortlos eine Packung zu. Ich hob sie auf: belgische. Wir rissen die Papierpackung auf, setzten das Kraut in Brand und erstickten fast am ätzenden, bitteren Rauch.

„Mensch!" sagte ich, nachdem ich meines Hustens Herr geworden, „das sind wohl vergiftete!"

„I wo! Kenn' ick. War mal acht Wochen in Herstal auf Arbeit. Die rauchen hier keine anderen. Ick hab' auch erst jedacht, ich ersticke dran. Aber dann jing's. Man muß sich erst dran jewöhnen."

Wahrhaftig, es ging. Nach ein paar Tagen war ich froh, eine belgische Zigarette zwischen den Lippen zu haben. Ich weiß, Rauchen ist Gift. Aber im Felde... Na, ich will euch keine Predigten darüber halten. Ich rauchte jedenfalls im Felde wie ein Schlot. Jetzt befleißige ich mich darin einer großen Mäßigkeit. Und ihr braucht nicht erst damit anzufangen. Dann ist es leichter und gesünder. Hoffentlich werdet ihr nicht auch ins Feld müssen. Dann wird's euch leicht fallen — das Nichtrauchen.

Na, wir wollen weiter erzählen. Plötzlich — es wird so gegen zehn Uhr nachts gewesen sein — taucht „mein" General wieder bei uns auf. In einem grauen Umhang, den man ihm geliehen, denn auch seine Sachen waren bei der Bagage zurückgeblieben, sah er aus wie eine Denkmalsfigur. Als er vor unserem Häuptling stand und mit ihm redete und der Wind mit den Schößen des Umhangs spielte, dachte ich das. So wird er Jahre später auf

einem Steinsockel in Erz gegossen stehen und die Nachwelt an den Ruhm von Lüttich gemahnen.

Als er ging, sah ich das Gesicht unseres Alten und erschrak fast über den Ausdruck. Er war käsebleich und schaute ziemlich verständnislos drein. Dann gab er sich einen Ruck und rief:

„Kompagnie — an die Gewehre!"

Wir brachten unsere erstarrten, müden Glieder in Bewegung. Eine Minute später stand die Kompagnie wie auf dem Kasernenhof ausgerichtet. Alles schaute erwartungvoll auf den Häuptling. Seine Stimme klang wieder ruhig und hell wie immer:

„Seitengewehr pflanzt auf!"

Ruck, ruck! Das klappte. „Stillgestanden, richt' euch! Augen gerade — aus!" Dann, nach einer Pause, als müßte er erst Luft holen: „Mit Gruppen — links schwenkt — marsch! Ohne Tritt, marsch!"

Wir stiegen hinter ihm her den Abhang herab, an den Posten der übrigen Kompagnien vorbei, die uns offenen Mundes nachstarrten, denn wir marschierten — auf die Stadt zu! Ich weiß nicht, was meine Kameraden dachten und fühlten. Ich war sicher und ruhig, und das raschere Herzklopfen rührte nicht von Angst her. „Mein" General hat etwas befohlen. Also war's gut, und wir machen's. Da war nichts zu überlegen und nervös zu werden. Er wußte, was er wollte, und wir hatten zu parieren. Basta.

Auf der Chaussee ließ der Hauptmann halten, sandte unseren Vize mit dem Zug als Vorhut voraus. Natürlich hatte unsere Gruppe unter Oberjäger Kulmer die Spitze. Gewehr schußbereit vor dem Bauch gingen wir quer über

die Straße ausgeschwärmt vor. Der erhaltene Befehl klang wie ein Märchen. Wir sollten in der feindlichen Stadt Lüttich die Brücken über die Maas besetzen und in unserer Hand halten, bis das Gros am Morgen nachrückte. Auch mein Herz schlug rascher an diesem Abend, aber mein Vertrauen zu „meinem" General war unbegrenzt.

Immerhin: jedes Haus, dem wir uns näherten, drohte mit dunklen, meist mit Jalousien oder Läden verschlossenen Fenstern. Hinter jeder Straßenbiegung konnte der Feind lauern. Wir horchten und spähten. Nichts regte sich in den dunklen Straßen. Die Belgier hatten die Straßenbeleuchtung ausgelöscht. Manchmal tauchte in der Ferne eine huschende Gestalt auf. Verschwand wieder, als hätten die dunklen Häuser sie verschluckt.

Dann bummerte hinter unserem Rücken unsere Haubitze. Das Geschoß heulte hoch über uns hinweg. Vorn, hinter der Maas erklang die Detonation des Aufschlags. Wieder Stille. Daß sie uns bloß nicht in den Buckel hineinpfeffern, dachten wir im Weitergehen. Aber „mein" General wußte ja Bescheid. Er wird schon dafür sorgen, daß das Feuer richtig gelegt wird. Wir gingen in der schwarzen Finsternis weiter, und nur die Eisen unserer Knobelbecher — so nannte man unsere deutschen Infanteriestiefel — klangen auf dem Straßenpflaster.

Da, an einer Straßenecke prallte ein Paar auf uns, ein Mann und eine Frau, Zivilisten natürlich.

„Oh, mon dieu! Les allemands!"*) schrie schrill die Frau, der Mann aber machte kurz kehrt und trat den

*) „O, mein Gott! Die Deutschen!"

siegreichen Rückzug an, ohne sich umzuwenden. Schreiend folgte ihm die Frau.

Unser Oberjäger wandte sich zu mir. „Wenn wir auf den Feind stoßen," sagte er, „müssen wir ihn auffordern, sich zu ergeben. Können Sie Französisch, Einjähriger?"

Klar! Von der Penne her. Und bald hatte ich Gelegenheit, meine Künste auszuüben.

Zwischen den Läden eines Hauses, über dem ein unleserliches Schild angebracht war, schien Licht. Da mußte also jemand wachen. Wir widmeten im Näherkommen diesem Gebäude unsere besondere Aufmerksamkeit. Natürlich! Die Tür ging auf, eine Flut rötlichen Lichts fiel auf die Straße, daß die Dunkelheit umher noch dichter und schwärzer wurde, und mit diesem Lichtschein traten vier anscheinend uniformierte Gestalten, Gewehre unterm Arm, auf die Straße. Der Schrei der Frau hatte sie wohl herausgelockt. Unsere Knarren flogen an die Backen.

„Halt!" brüllte unser Oberjäger. „Los, Einjähriger, sag's ihnen!"

Ich mußte erst schlucken. Mir waren die gerade notwendigen Worte entfallen. Dann aber besann ich mich:

„Rendez-vous!" brüllte ich mit fürchterlicher Stimme. „Vous êtes nos prisonniers! *)"

Gehorsam warfen die vier ihre Knarren auf die Erde und erhoben die Arme. „Mon dieu! Les allemands! Les ulans! **)" schrien sie durcheinander. Im Lokal hinter ihnen entstand ein Lärm. Es mußten noch mehr da hocken.

*) Ergebt euch! Ihr seid unsere Gefangenen!"

**) „Mein Gott! Die Deutschen! Die Ulanen!" – Letztere waren das Schreckgespenst von Franzosen uud Belgiern noch von 1870/71 her.

„Sag' ihnen, Einjähriger," sagte der Oberjäger, der mich plötzlich duzte, ungeachtet seiner Würde als Gruppenführer, „sie sollen alle raus und sich ergeben."

Da fehlten mir allerdings die Worte. Ich würgte an meinem Pennenfranzösisch, doch es kam nichts Gescheites heraus. Ich trat also kurzentschlossen hinter die Belgier, die uns mit hocherhobenen Armen anstarrten, als erwarteten sie jeden Augenblick den Todesschuß, und in den Laden hinein, wo sich im blauen Zigarettenrauch einige uniformierte Gestalten aufgeregt gebärdeten.

„Rendez-vous!" brüllte ich und fuchtelte mit meiner Knarre. „Nous sommes . . . na, wie heißt es bloß? . . . nous sommes dans la ville! *)"

Da ich eben in der Tür leibhaftig dastand, war gegen diese Feststellung nichts einzuwenden. Die Belgier schnatterten wie schlachtreife Gänse und erhoben die Arme. Ich trat näher und ließ sie einzeln mit erhobenen Armen heraustreten. Es waren zehn Mann und wir nur sieben!

Auf der Straße wirtschaftete der Oberjäger. „Los, antreten! Gruppenkolonne! Verstehen denn diese Tölpels gar nischt? Los, Einjähriger, sag's ihnen! . . ."

Ich kramte wieder mein Französisch zusammen: „Formez-vous! A quatre! Vite, allez! . . **)"

Die Kameraden halfen den zu Tode Erschrockenen mit gelinden Kolbenstößen nach. Endlich war eine Kolonne mit dem Gesicht nach der Chartreuse zu formiert, vierzehn am ganzen Leibe schlotternde Soldaten der garde civique,

*) „Ergebt Euch!" – „Wir sind . . . Wir sind in der Stadt!"

**) „Formiert Euch! Zu vieren! Rasch, los! . ."

von Hause aus keine Helden und nun fest davon überzeugt, daß man sie an die Schlachtbank führte.

„Einjähriger," brüllte der Oberjäger, obgleich ich ganz dicht bei ihm stand, „nehmen Sie Lehmann und noch einen und bringen Sie die Gefangenen zur Kompagnie. Dann kehren Sie sofort zurück. An der ersten Brücke erwarten wir Sie."

„Jawohl! Kroppke, du kommst mit! Ohne Tritt marsch! Allez, messieurs! en avant*]"

Der Rest der Gruppe entschwand bald unseren Blicken. Wir stapften mit unseren Gefangenen, die sich halblaut miteinander unterhielten, den Weg zurück, den wir gekommen waren. Das Gespräch der Leute schien mir verdächtig. Vielleicht verabredeten sie miteinander, uns zu überfallen. Sie waren ja immerhin vierzehn Mann und wir nur drei. Ich herrschte sie an: „Silence! Ruhe, zum Donnerwetter!"

Sie schwiegen verstört. Es dauerte nicht lange, und wir hörten den Marschtritt des Vortrupps. Dann tauchte er auf, an den glühenden Zigaretten erkennbar. Ich meldete mich beim Vize.

„Bringen Sie sie zur Kompagnie," meinte er mürrisch. „Nehmen Sie noch zwei Mann mit. Krause zwei, Lohmüller! Gehen Sie mit dem Einjährigen."

Etwas ruhiger setzten wir unseren Marsch fort, während der Zug weitermarschierte. Mich wunderte es etwas, daß der Vize sich über die Zustände vorn in der Stadt gar nicht erkundigt hatte. Aber so etwas lag nicht in seiner Art. Schließlich habe ich ihm ja das Wissenswerte

*] Los, meine Herren! Vorwärts"

gemeldet. Wir brachten nun die Gefangenen weiter zur Kompagnie, die gerade im Begriff war, einzumarschieren. Der Häuptling und der Leutnant, der einzige, der noch dageblieben war, der Oberleutnant und unser Leutnant waren verwundet, also die beiden stürzten sich förmlich auf mich. Offensichtlich befriedigte sie mein Bericht. Sie musterten die Gefangenen, lobten unser schneidiges Vorgehen und entschieden schließlich, daß wir zu unserer Spitzengruppe nicht zurückzukehren brauchten. Wir würden sie ja doch nicht vor den Brücken einholen.

„Marschieren Sie zum Gros und übergeben Sie die Gefangenen in der Chartreuse. Dann schließen Sie sich uns an. Der Kompagniestab ist an der östlichen Maasbrücke."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Wir marschierten also weiter zurück, den gleichen Weg, den wir vor der Kompagnie bereits zurückgelegt hatten. Die Spannung, die uns die Gewehre fest umklammern ließ, war gewichen. Wir unterhielten uns sogar unterwegs, und die Belgier schwiegen verschüchtert und bedrückt. Sie taten mir eigentlich leid, die vierzehn Kerle, die einer ungewissen Zukunft und der Schmach der Gefangenschaft entgegenstapften. Ich versuchte, mich in ihre Lage zu versetzen. Es mußte furchtbar sein, als Soldat so unter Bewachung, ohne Gewehr und Koppel durch die Straßen zu gehen. Und dann dachte ich, wie leicht sie sich eigentlich ergaben. Würde ich es so tun? Man konnte es natürlich nicht im voraus wissen, aber etwas sagte mir, daß ich wenigstens versucht hätte, mich zur Wehr zu setzen.

Ein eigentümliches Geräusch ließ uns aufhorchen. Irgendwo vor uns brummte, grollte etwas Unbekanntes, Gewaltiges. Es war, als liefe da in der schwarzen Finsternis ein Riesenmotor einer Sägemühle — ich habe ja in meiner Jugend eigentlich nur dieses Maschinengeräusch kennen gelernt. Autos waren selten in unserer Wildnis mitten im Walde und selbst in der Garnison. Das könnt ihr euch kaum vorstellen, nicht wahr. Aber Flugzeuge und Autos waren immerhin Seltenheiten für uns, die Jugend von 1914. Und ihr Motorengeräusch war unserm Ohr nicht vertraut.

Tief brummend kam etwas immer näher, und uns wurde es nicht ganz geheuer, namentlich, weil wir in der Finsternis nichts sehen konnten. Das Unsichtbare ist immer unheimlich. Auch die Gefangenen hoben die Köpfe, lauschten, flüsterten miteinander.

Dann zerriß weit, weit vorn ein greller Blitz eines Kanonenschusses die Finsternis. Oben unter den Wolken platzte darauf etwas wie eine riesenhafte Rakete — ein wunderbares Schauspiel, das uns mit offenen Mäulern verharren und selbst unsere Gefangenen vergessen ließ. Aber auch sie starrten das gewaltige Feuerwerk an, ohne an die Flucht zu denken, denn im Schein der Detonation trat für den Bruchteil einer Sekunde eine riesenhafte, graue, vom Feuer goldig beschienene Zigarre unter den Wolken hervor, die in unsere Richtung steuerte. Ein Zeppelin! Der erste, den ich je gesehen — und in einer solchen Lage! In einem Impuls warfen wir die Hand mit dem Gewehr hoch und brüllten ein Hurra, das die Belgier zusammenzucken ließ, während der Donner des

Abschusses und der krepierten Granate über dem Maastal grollte.

Noch ein Blitz, noch einer zuckten auf, dann eine ganze Reihe, hie und da am dunklen Horizont. Die Forts des südlichen und östlichen Festungsabschnittes schossen wütend auf unser stolzes Luftschiff, das ruhig und stetig sich der Stadt näherte. Wir konnten seinen Weg im Schein der Detonation verfolgen, die scheinbar dicht um den Zeppelin herum lagen. Wir zitterten um das Schicksal des Luftschiffs und blieben stehen, ohne an den Weitermarsch zu denken. Die Gefangenen und wir bildeten eine einzige Zuschauergruppe, die sich ihrer Eigenschaft als Wächter beziehungsweise Bewachte für die Weile nicht bewußt war.

Dann blitzte es unten auf der Erde auf — kein Abschuß, sondern deutlich ein Einschlag, direkt unter dem Luftschiff, das gerade von zwei krepierenden Geschossen beleuchtet wurde. War es unsere Artillerie, die die Forts beschoß? Wir wußten damals wenig von Fliegerbomben und dergleichen. Wir wußten auch nicht recht, was der Zeppelin hier eigentlich wollte. Wir waren stolz auf diese gewaltige Schöpfung Deutschen Geistes, die uns hier in der Nacht mitten in dem feindlichen Befestigungsgürtel begegnete.

Die Forts schossen wie verrückt, aber das Luftschiff kam immer näher, und die Einschläge unten, die sich von Zeit zu Zeit wiederholten, lagen genau unter ihm. Es dämmerte uns, daß es doch Geschosse waren, die vom Luftschiff abgeworfen wurden, Bomben oder so etwas. Die Belgier drängten sich zusammen, je näher der Zeppelin herankam, und auch uns wurde es etwas anders im Ma-

gen. Von eigenen Deutschen Bomben getroffen zu werden, war doch nicht gerade angenehm.

Ich schaute mich um und sah, daß mehrere Leute auf der Straße waren, die der Schießerei und den Detonationen mit den Augen folgten. Da kam es mir zum Bewußtsein, daß unsere Lage hier mitten in der feindlichen Bevölkerung nicht ganz sicher war. Die Erfahrungen von Hervé und Micheroux waren noch zu frisch. Ich herrschte die Jäger und die Gefangenen an.

„Allez! En avant, messieurs! En avant!"

Die Zivilisten auf der Straße rückten auseinander, und wir setzten uns in Marsch. Sicherheitshalber blieb ich zurück und beobachtete, ob uns jemand von den Zivilisten folgte. Aber sie blieben stehen, und im Dunkeln konnte ich nicht sehen, ob sie uns nachschauten oder immer noch den Zeppelin anstarrten. Der war aber nicht mehr zu sehen, und auch die Forts im Süden stellten das Feuer ein. Dafür donnerte es vom Norden her, hinter unserem Rücken, und die Detonationen lagen bedenklich nahe über unseren Köpfen. Einmal sauste mit hörbarem Geräusch etwas Schweres, im Dunkeln Unsichtbares in unserer nächsten Nähe herunter und klatschte klingend auf den Asphalt. Die Belgier machten einen Satz zur Seite, die beiden Posten, die auf dieser Seite von ihnen marschierten, fast umwerfend.

Arretez!*)" brüllte ich, französisch und deutsch durcheinander: „Halt, zum Donnerwetter! Halt, oder ich schieße!"

---

*) „Halt!"

Wir trieben sie wieder auf die Mitte der Straße und marschierten mit gemischten Gefühlen weiter, während noch einmal ein Hagel von Sprengstücken eines hoch oben krepierten Geschosses auf die Schieferdächer rechts von uns niederging. Diesmal konnte ich wieder einen Blick auf das Luftschiff erwischen, das uns schon passiert hatte und sich der Mitte der Stadt näherte. Und dann krachte etwas so gewaltig und blitzte so grell etwa hundert Meter entfernt — vielleicht waren es auch mehr, wir hatten aber den Luftdruck deutlich verspürt — daß wir eine Weile weder etwas sehen noch hören konnten. Der Zeppelin hatte wieder eins seiner gewaltigen Eier abgelegt. Wir schauten uns um. Rote Flammen schossen irgendwo über den Dächern hoch, dann senkte sich die Finsternis wieder, und auch die Forts hörten plötzlich auf zu schießen. Nur das gewaltige Brummen über unseren Köpfen war immer schwächer, sich entfernend, zu hören.

Wir marschierten weiter, von dem Erleben des ersten Luftangriffs tief beeindruckt. Dabei war es unser eigenes Luftschiff. Was mußten die Belgier dabei erlebt haben!

Endlich sahen wir vor uns die undeutlichen Umrisse des riesenhaften Steinkastens der Chartreuse auf einem Hügel. Wir bogen einfach von der Chaussee ab und marschierten querfeldein darauf zu. Es wäre ein leichtes für unsere Gefangenen gewesen, hier auszukneifen. Wir mußten zu sehr auf uns aufpassen, damit wir nicht stolperten, um noch auf sie zu achten. Doch sie machten keinen Versuch zu flüchten und waren vollzählig da, als wir sie dem Kommandanten der Wachkompagnie auf dem finsteren, nur von einer Stallaterne mit einem Kerzenstumpen darin erleuchteten Hof der Chartreuse übergaben.

Dann machten wir kehrt und rannten mehr als wir gingen der Stadt zu. Von der Nachbarhöhe bellte wieder unsere liebe Bulldogge, die Haubitze, die „mein" General dort aufgestellt hatte. In der Stadt sprühten Flammenzungen des Aufschlages hoch. Wir rannten, bis uns die Puste ausging, dann, auf der Chaussee, schlugen wir ein ruhigeres Tempo an.

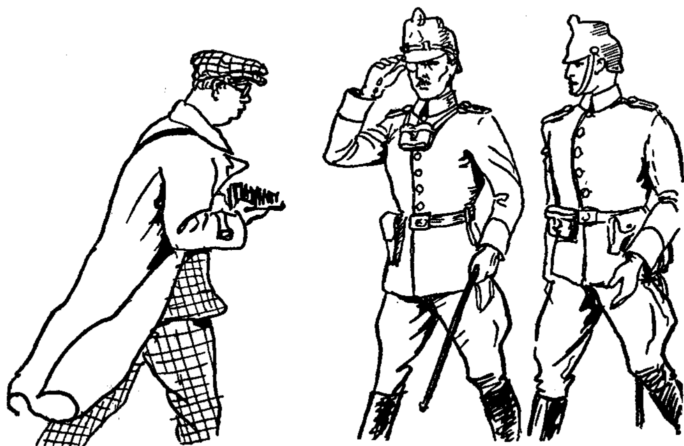
Durch finstere, menschenleere, weit hallende Straßen marschierten wir weiter, verliefen uns, suchten nach dem rechten Weg, verzweifelten fast, unsere Kameraden zu finden, stießen auf einen fremden deutschen Offizier, der auch die Brücke suchte, und fanden schließlich im ersten Morgengrauen den Kompagniestab, der sich in einer winzigen Kneipe — die Belgier nannten so etwas Estaminet — am jenseitigen Brückenausgang niedergelassen hatte. Unser Häuptling, ein Glas heißen Grog vor sich auf dem Tisch, begrüßte uns leutseliger denn je und ließ den dicken, zitternden, verschlafenen Wirt, den sie aus dem Bett geholt hatten, auch uns je ein Glas von dem heißen Gebräu einschenken. Das tat unsagbar wohl, obgleich wir eher schwitzten. Dann kriegten wir ein Stück Weißbrot und jeder ein paar Würstchen in die Hand gedrückt und durften uns in einer Ecke des Raums hinhauen, wo bereits wachfreie Jäger lagerten. Wir unterhielten uns noch eine Weile mit den dort hockenden und liegenden Kameraden — manche davon schnarchten schon so, daß der Wirt von Zeit zu Zeit erschrocken herüberschielte —, und dann schlief ich ein, so unbequem meine Lage, eng eingepferdht zwischen den Sitzenden und Liegenden, auch war.

Als ich aufwachte, war hellichter Tag. Irgendjemand schrie draußen: „Antreten!" Die Stube war schon fast

ganz leer, nur Lehmann lag noch da auf dem Rücken mit offenem Munde und röchelte, als würgte ihn jemand. Ich sprang auf, ohne recht zu begreifen, wo ich war und was los war, stieß Lehmann unsanft in die Seite, daß er auffuhr, faßte meine Knarre und rannte hinaus. Lehmann folgte mir augenreibend nach.

Die Kompagnie war schon angetreten, und wir sausten auf unsere Plätze, von der belegten Stimme des Häuptlings angefeuert. Er hatte keine gute Laune nach der durchwachten Nacht. Infanterie hatte schon die Brückenwache übernommen, wir sollten weiter.

Mit dem Hauptmann an der Spitze marschierten wir in tadelloser Ordnung über die noch menschenleeren Straßen nach Westen zu. Hinter uns blühte der Himmel in allen Farben der Morgenröte. An den Haustüren drückten sich belgische Zivilisten, betrachteten mehr neugierig als finster unsere Kolonne. Auch aus den Fenstern schauten sie heraus, einige Frauen winkten. Es war fast wie in einer Deutschen Manöverstadt, nur daß die Schilder in „gebildetem" Französisch waren. Dann kam ein wilder Mann, ein Zivilist, mit wehendem, gelbem Regenmantel und grauer Sportmütze über dem goldenen Kneifer, angelaufen, einen mächtigen Photoapparat vor dem Bauch. Er stürzte sich auf den Häuptling zu, daß der Leutnant, der links von diesem marschierte, schon an die Pistole griff. Doch der wilde Mann fuchtelte nur mit den Händen und erklärte mit gellender Stimme und in komischem Deutsch, indem er das „L" eigenartig in der Kehle rollte, er sei ein holländischer Journalist und möchte Näheres über unseren Einmarsch und unsere Erlebnisse wissen. Der Hauptmann berührte leicht mit der behandschuhten



Rechten den Tschakorand und war höflich, aber kurz angebunden, während die Leute in der Kolonne halblaut faule Witze über den wilden Mann rissen. Der Pressemensch ließ nicht locker, trabte in seinem wehenden Mantel neben dem Häuptling her und quetschte ihn nach Strich und Faden aus — mit wenig Erfolg allerdings, denn unser Alter war nicht sehr umgänglich. Oh, hätte er bloß mich gefragt! Ich hätte ihm schon gern alles erzählt.

Der Journalist notierte sich gewissenhaft die drei, vier Worte, die der Hauptmann ihm als Antwort zu geben geruhte, und machte Anstalten, uns zu knipsen, doch da wurde der Alte energisch und pfiff ihn in echt preußischem Ton an: „Hier wird nicht ohne Erlaubnis des Oberkommandos photographiert, verstanden!" Der Mann entschuldigte sich vielmals, fragte, wo das Oberkommando sei, der Hauptmann wies irgendwo nach hinten, und der Holländer blieb unter dem Hagel der Witze, die die

Kolonne über ihn ergoß, zurück. Er nahm aber den Soldatenspott nicht übel, sondern lachte nur über alle vier Backen und winkte uns freundlich zu. Ich habe nachher das Blatt gelesen, wo er unsere Haltung und unseren Schneid über den grünen Klee lobte. Und recht hat er gehabt.

Wir kamen an den westlichen Stadtrand, wo wir „meinen" General vorfanden. Der Mann schien allgegenwärtig zu sein. Er wies uns unsere Stellung an und befahl uns, Schützengräben auszuheben. Von Nachbarbrigaden sei noch keine Nachricht da. Wir seien die einzigen in der Festung, aber alles ginge gut, und Lüttich sei unser. Das sagte er zu unserem Hauptmann, und dieser sagte es uns. Unsere Brust schwoll an. Wir waren also doch Kerle, wir von der vierzehnten Infanteriebrigade!

Und „mein General"! Wißt ihr, was er dann tat? Er setzte sich mit seinem Adjutanten in ein belgisches Auto und fuhr zur Zitadelle, dem Herz der Festung, jenem zwar unmodernen, aber hochwichtigen Werk, das wir am Vortage von den Höhen an der Chartreuse auf dem anderen Ufer der Maas gesehen hatten. Er meinte, die. 165er mit Oberst v. Oven, die die Vorhut bei dem Einmarsch hatten, hätten die Zitadelle schon besetzt. Als er dort ankam, war das Tor verschlossen. Er stieg aus dem Wagen, klopfte an das Tor. Es ward ihm aufgetan. Und wer war drin? Ein paar hundert Belgier! Er fordert sie einfach auf, sich zu ergeben. Wie Friedrich der Große mit den Oesterreichern im Siebenjährigen Krieg. Und die Belgier legen die Waffen gehorsam nieder und warten, bis die 27er endlich anrücken und sie richtig gefangen nehmen. War er kein Kerl, „mein" General? Was sagt ihr dazu? — — —"

—*—

„War das Ludendorff, Onkel Otto?“ fragte Horst, der atemlos zugehört hatte. „Warum erfährt man nichts davon? Wir haben in der Schule nur gehört, er und Emmich haben Lüttich erstürmt. Aber das... Und was hat Emmich getan?“

„General v. Emmich war schon ein schneidiger, alter Herr. Er hatte das Kommando und somit die volle Verantwortung. General Ludendorff war ihm unterstellt. Deshalb hat er auch mit vollem Recht den Pour le Mérite als erster bekommen. Aber die ganze Sache geschmissen, durch eisernen Willen und unerschütterliche Ruhe und geniale Initiative den Durchbruch erst ermöglicht, dann auch durchgeführt und schließlich die Zitadelle auch ganz allein genommen — das hat „mein“ General, der Generalmajor Erich Ludendorff.“

„Hast du ihn danach noch gesehen, Onkel Otto?“ forschten die Jungen. „Erzähl' doch weiter, wie war's doch!“

—*—

„Nun, er richtete die Zitadelle zur Verteidigung ein, denn die Forts waren ja noch in Feindeshand, und wir waren zunächst ja immer noch die einzige Brigade in der Stadt, umgeben von viel stärkeren Kräften der Belgier. Die Brigade nahm also im wesentlichen Teil Stellung mit der Front nach Westen, denn es hieß, die Franzosen seien von Namur aus im Anmarsch. Ohne schwere Artillerie, fast ohne Munition blieben wir im Herzen der feindlichen Festung, 2000 Mann umringt von 20000 Feinden.

Wir waren fast neunzig Stunden nicht aus den Kleidern gekommen, und auch die Verpflegung war nicht

immer pünktlich und ausreichend. So freuten wir uns sehr, als gegen Nachmittag Ablösung eintraf und wir in Bürgerquartiere in Lüttich gelegt wurden. Zwar war es uns nach den Erfahrungen der ersten Tage nicht ganz geheuer, in ein belgisches Haus einzutreten und dort gar noch zu schlafen. Aber die Müdigkeit und das Bedürfnis, sich ordentlich zu waschen, verscheuchten alle Bedenken.

So marschierten wir also mit Gesang durch die Straßen der eroberten Stadt zurück zum Rathaus. Dort standen schon die Quartiermacher und einige finster dreinblickende belgische Zivilisten. Der Hauptmann ließ durch den Leutnant die Quartierzettel verteilen, ermahnte uns noch, recht manierlich zu sein und nicht zu vergessen, daß wir königlich-preußische Jäger seien, und dann ging es los zu unseren Quartierwirten. An den Straßenkreuzungen standen Infanteristen und leiteten den Verkehr, das heißt, sie veranlaßten die sich neugierig um die Deutschen drängenden Lütticher weiterzugehen.

„Circulez, messieurs, mesdames! *)“ hieß es da, und die Belgier, die in uns irgendwelche wilde Bestien, zum mindesten aber so'ne bessere Art Kannibalen oder sowas Gutes vermuteten, machten runde Augen und verzogen sich kopfschüttelnd.

Wir, das heißt der Oberjäger Kulmer, Lehmann, Kruppke und ich, kamen zu einem baumlangen Flamen, einem Kanzleiangestellten, ins Quartier. Seine Frau zitterte, als sollte sie im nächsten Augenblick bei lebendigem Leibe im eigenen Fett gebraten werden, und auch ihm flogen die Hände, als er uns unsere Schlafgelegenheit zeigte. Mir war noch nie im Leben passiert, daß einer

*) „Weiter gehen, meine Herren und Damen!“

Angst vor mir hatte. Und ich dachte, daß es vielleicht der Kriegsbart — in Wirklichkeit war es bloß so'n rötlicher Flaum — war, der die Leute in Angst und Bangen versetzte. Der Oberjäger sah allerdings gefährlich aus — wie so'n soeben entsprungener Zuchthäusler, der sich dazu geflissentlich im Dreck gewälzt hatte — er war am Vormittag an einer Lehmgrube ausgerutscht und hineingeplumpst. Na, jedenfalls fühlte ich mich furchtbar beklommen, daß die Leutchen so die Buchsen voll vor uns hatten. Ich versuchte es mit meinem besten Französisch — wenig genug war's damals, da wir so gar keine „Zimmerworte" auf der Penne gelernt hatten. Aber sie fürchteten sich so, daß sie überhaupt nichts kapierten.

Wir kriegten also zwei blitzsaubere Zimmerchen zugewiesen, das eine war wohl ein Gästezimmer, denn da waren zwei uralte knarrende Holzbetten drin. Das andere aber gehörte den Jungen des Ehepaars, die verreist wären, sagte er, der Alte. Wir getrauten uns mit unserem Dreck gar nicht in die Kammern hinein, so sauber waren sie, genau wie zu Hause bei Muttern. Wir stellten dort unsere Knarren hin, die sich in der friedlichen Umgebung furchtbar unpassend ausmachten, legten behutsam, um keinen Krach zu machen — so etwas paßte hier im geordneten Haushalt gar nicht —, unsere Affen ab und unter die Betten und wußten nicht, was wir tun sollten. Die Kammern lagen nebeneinander an einem kleinen, dunklen Flur, wo der Hausherr unschlüssig wartete und von einem Bein auf das andere trat.

„Kann ich noch etwas für Sie tun?" fragte er dann auf französisch, und ich versuchte krampfhaft mich zu erinnern, wie das Bad französisch heißt. Hände waschen

hieß laver les mains, das wußte ich. Ich strich mir also mit den Händen am Körper lang und sagte:

„Oui, monsieur. Nous voulons laver . . . laver tous*]“ Und da verließen sie ihn. Mein Wortschatz war zu Ende.

Er guckte mich etwas betöppert an, dann grinste er über das ganze volle, gutmütige Gesicht und schrie: „Ah, c'est cela! Beigner, n'est ce pas, messieurs?“**]

Zum Teufel, natürlich beigner! Wir lachten und nickten und taten, als hätte er uns das Leben gerettet. Er rief also seiner Frau etwas zu in einer Sprache, die uns seltsam bekannt vorkam, wenn wir in der Aufregung auch nicht alles verstanden hatten. Na, in einer Viertelstunde drängten wir uns in der engen Badestube, so wie wir aus dem Mutterleib gekommen waren, seiften uns unter glückseligem Grunzen und Stöhnen gegenseitig ab, duschten und plantschten wie die Kinder in der blitzsauberen Badewanne, daß bald die ganze Bude schwamm. Und als wir uns abtrockneten, sahen wir, daß die Badewanne nun gar nicht mehr sauber war, im Gegenteil!

„Los!“ kommandierte der Oberjäger. „Zeigt ihnen, daß wir preußische Jäger sind! Abschrubben und trockenwischen! Lehmann, du machst den Fußboden sauber! Sauerei verfluchte! Könnt ihr euch nicht zusammennehmen?“ Dabei hatte er ebenso wild geplantscht wie wir, und die Wanne war viel zu klein für vier erwachsene Militärsoldaten.

In zwei Minuten war die Badestube samt Zubehör ebenso blitzsauber wie in dem Augenblick, als wir sie betreten hatten. Wir begaben uns darauf in unsere Ge-

*] Ja, mein Herr. Wir wollen waschen . . . waschen alles“

**) Ah, das ist's! Baden! Nicht wahr, meine Herren?“

mächer, vorsichthalber auf Strümpfen, die Stiefel in der Hand. Dann begann erst eine gründliche Säuberung der Sachen, und zwar im kleinen Hofgärtchen, das gleich hinter dem Hause war. Unter den Augen zahlreicher beschürzter Küchengeister jedweden Alters bürsteten wir unsere Uniformen, putzten die Stiefel, die Koppeln, die Gewehre. Es hatte wohl eine gute Stunde gedauert, und als wir dann, wieder jeder Zoll königlich-preußischer Jäger, das Haus betraten, erwarteten uns die Wirtsleute im Flur.

„Un petit dejeuner, messieurs, s'il vous plaît? *]" sagte der Mann, und die Frau wies durch die offene Speisezimmertür:

„Prenez place, je vous prie! **]"

Wir schoben uns ziemlich linkisch alle zusammen durch die Tür, warteten tölpelhaft, bis uns die Frau des Hauses, die wohl inzwischen Mut gefaßt hatte, sanft auf die Stühle zwang.

„Et . . . et vous, madame? ***]" fragte ich, doch sie raspelte so schnell eine ganze Reihe französischer Sätze herunter, daß ich nichts verstand und mich mit blödem Lächeln setzte. Ich fühlte, daß wir uns wie ausgesprochene Trottel und Hinterwälder benahmen, doch die verfluchte Sprache, die wir nicht verstanden, band uns gleichsam Hände und Zungen.

Es war das erste Mal, daß ich ein französisches Menu gegessen hatte. Es gab einen Haufen Dinge, aber von allem so wenig, daß des Oberjägers Gesicht lang und länger wurde. Ich für meinen Teil wurde schon

*] „Ein kleines Frühstück, meine Herren, wenn's beliebt?"
**] „Nehmen Sie Platz, bitte!"
***) „Und . . . und Sie meine Dame?"

trefflich satt, und der dazu servierte Rotwein, den wir aus Unkenntnis ohne Wasser tranken, goß angenehme, wohlige Mattigkeit in meine Glieder. Aber meine Kameraden, an die derbe und vor allem reichliche Kost des flachen Landes gewohnt, zeigten offensichtliche Enttäuschung, auch wenn sie sie zu verbergen suchten.

Die Quartierwirte aßen fast gar nichts, sondern bedienten uns mit ängstlichem Eifer. Eine Unterhaltung, die der Mann einige Male zu beginnen versuchte, scheiterte an meinem verdammten Pennenfranzösisch, von dem mir außer einer Unmenge unregelmäßiger Verba nichts übrig geblieben war.

Nachdem wir eine wahrhaft delikate Komposition aus tausenderlei Arten Backobst gegessen hatten und die Hausfrau bereits erleichtert aufatmete, sagte mir plötzlich der Oberjäger:

„Sag' ihnen, Einjähriger, ob sie nicht einen ordentlichen Schlag Kartoffeln hätten. Schmeckt ganz gut, das Zeug, aber der Bauch bleibt leer."

Er sprach das unverfälschte Platt der Magdeburger Börde, und der Quartierwirt, der zu seinen Worten runde Knopfaugen machte, fing plötzlich fürchterlich an zu lachen.

„Hättet ihr gleich sagen müssen!" antwortete er gleich in einem Platt, das wir zur Not verstehen konnten, besser jedenfalls als das Elsterfranzösisch seiner Frau Gemahlin. Und da war das Eis gebrochen. Ich ward meiner schwierigen Pflicht als Uebersetzer entbunden, und das Flämisch unseres Quartierwirtes ward zur Verständigungssprache. Seiner Frau, einer schwarzäugigen, lebhaften Wallonin, übersetzte er dann unsere Rede.

Ein paar Minuten später hatten wir einen derartigen „Schlag" Kartoffeln und Speck auf dem Tisch, daß der Oberjäger zufrieden schmatzte und auch Lehmann zustimmend nickte. Kruppke hielt eine Weile mit, fiel aber bald ab. Sie hatten ihn im Nu überrundet. Ich unterhielt mich indessen mit den Wirtsleuten, die mich besonders nach dem Schicksal der Gefangenen fragten. Ob wir sie gleich an Ort und Stelle erschießen oder erst nach Deutschland transportieren und dort erst abmurksen würden.

Ich öffnete darauf Mund und Augen und fand einfach keine Worte. Dann aber platzte ich los und fuhr sie nicht schlecht an. Was sie von uns Deutschen eigentlich dächten! Wir sind doch keine Henkersknechte, sondern königlich-preußische Soldaten! Wir tun keinem gefangenen Feind etwas, wenn er ehrlich in Uniform und im Kampf gegen uns stand. Aber die Belgier, die haben uns aus dem Hinterhalt beschossen, Zivilisten, Franktireure, das war die Wahrheit. Und mit solchen feigen Banditen, die sich als harmlose Zivilisten ausgeben und uns dann heimtückisch überfallen, mit solchen Halunken machen alle ehrlichen Soldaten der Welt kurzen Prozeß.

Sie kriegten es wieder mit der Angst, die beiden, aber geglaubt haben sie mir zuerst nicht. Denn sie fragten immer weiter, es seien in der Nacht verschiedene Leute von der garde civique gefangen genommen in der rue sowieso. Und dann wurden sie gleich auf der Straße erschossen. Zeugen haben dies gesehen.

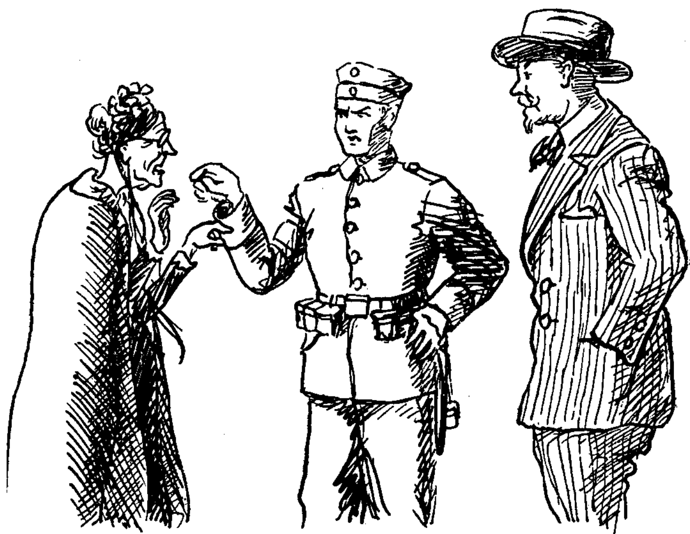
„So," sagte ich voller Wut. „Zeugen! Zeigen Sie uns bitte diese Zeugen. Die will ich sehen. Jawohl. Und zwar sofort. Sonst gehe ich zur Kommandantur und

melde die ganze Geschichte dort. Dann wird's den ‚Zeugen' teuer zu stehen kommen, Deutsche Soldaten zu verleumden!"

Er versuchte sich herauszureden, aber ich hatte nun einmal den niedersächsischen Dickschädel und bestand darauf. Der Oberjäger ließ sich bei seinem Nachessen nicht stören, muhte nur etwas Zustimmendes dazu, und ich zwang unseren Flamen, den Hut zu nehmen und mich zu seinen Zeugen zu führen. Umgeschnallt, das Krätzchen auf dem frischgewaschenen Kopf, stolzierte ich in kalter Wut neben dem Mann her. Es war nicht weit, kaum zwei Häuser entfernt. Natürlich war es eine alte Jungfer, eine spitznäsige, verschrumpelte Person mit schriller Stimme und runden Augengläsern. Sie beteuerte erst, von nichts zu wissen — hier wurde die Unterhaltung französisch geführt, und wo ich nicht verstand, übersetzte der Flame in sein Platt. Ich verlangte genaue Angaben darüber, wo sie das scheußliche Verbrechen gesehen haben wollte. Sie nannte die Straße, doch der Name sagte mir natürlich gar nichts. Ich fragte, ob die garde civique-Leute in einer Kneipe zwischen dem Stadtrand und Brücke gefangen genommen wurden. Sie sagte nach vielem Winden und Zetern ja. Darauf zeigte ich mit dem Finger auf sie und sagte ganz laut und französisch:

„Vous mentez, madame! Vous mentez comme une vache! *)" Etwas anderes war mir nicht eingefallen. Ich habe zwar weder vorher noch nachher eine lügende Kuh gesehen, aber, wie gesagt, ein anderes Kraftwort ist mir in dem verdammten Französisch nicht bekannt gewesen.

*) „Sie lügen, Madame! Sie lügen wie eine Kuh!"



Darauf fing sie noch mehr zu zetern an, und es kamen noch mehr Menschen hinzu — wir sprachen nämlich auf der Straße vor dem Haus der alten Hexe, die dazu herausgekommen war. Die Belgier machten finstere Gesichter, aber mir war es egal. Ich fühlte mich im Recht und in mir die ganze preußische Armee beschimpft und beleidigt. Ich sagte also der Alten, sie solle mit mir zur Kommandantur kommen. Sie begann zu flennen und zu kreischen, und die Belgier schimpften über Oppression und Barbaren. Die Lage wurde übel. In diesem Augenblick kam eine Infanteriepatrouille des Weges, ich rief sie herbei und erklärte dem Unteroffizier die Lage. Die Belgier traten zurück, als sie aufgepflanzte Seitengewehre sahen, und zerstreuten sich. Nur wir drei

blieben da, mein Quartierwirt, der am ganzen Leibe zitterte, die Klatschbase und ich.

Der Unteroffizier kratzte sich den Hinterkopf. „Schweinerei!" sagte er unschlüssig. „Was tun mit der Ollen? Sie haben recht, Jäger, das dürfen wir nicht so hingehen lassen. Aber es ist eben eine Klatschtante. Soll man sie überhaupt ernst nehmen?"

„Zu Befehl, Herr Unteroffizier, nein. Die Olle ist mir wurscht," sagte ich in strammer Haltung. „Aber unser Quartierwirt ist ein ordentlicher Mann. Und der ist der Ollen aufgesessen und glaubt, wir erschießen alle unsere Gefangenen. Er ist sich bloß darüber nicht im klaren, ob wir es gleich an Ort und Stelle tun oder erst in Deutschland."

Der Unteroffizier maß unseren Flamen mit dem Blick und lachte.

„Wenn er sich was vormachen läßt...," meinte er. Er war anscheinend ein friedvoller Mann. Aber ich setzte ihm meinen harten Schädel entgegen.

„Wenn so etwas über uns verbreitet wird, Herr Unteroffizier, dann werden die Franktireurüberfälle niemals abreißen. Eins bringt das andere mit sich."

„Recht haben Sie..." Er wandte sich an die beiden Belgier: „Allons, vorwärts zur Wache!"

Der Flame fing noch mehr an zu zittern. Die Olle zerfloß in Tränen und wimmerte laut. Wir setzten uns also in Marsch, und mir tat unser Quartierwirt plötzlich leid. Der Mann war eben nur gutgläubig, und wer weiß, was er dafür von der Kommandantur kriegt. Ich fing an zu bedauern, daß ich so starrköpfig war.

Aber nun war nichts zu machen, und mein Nachmittagsschläfchen war dahin.

Wir kamen in der Zitadelle an, wo es von hohen Stabsoffizieren nur so wimmelte. Keiner hatte Zeit für uns, sie waren alle furchtbar beschäftigt. Wir standen also auf dem Hof herum, während der Unteroffizier den Wachkommandanten suchen ging; die Olle heulte und schluchzte, mein Flame aber war käseweiß im Gesicht und schneuzte sich andauernd. Sie hielten sich beide schon für Leichen.

Dann ging eine Tür auf, und „mein" General trat auf den Hof. Wir machten Front. Sein Blick fiel auf unsere Gruppe, die in dem allgemeinen Hin und Her dastand wie eine Insel im Strudel. Er winkte, und ich bezog das auch mich in der stolzen Erinnerung an Hervé, Micheroux und Queue-de-bois. Ich spritzte also vor und pflanzte mich vor dem General auf, als wäre ich aus Erz.

„Ah, der Einjährige," sagte der General, und ich fühlte, daß ich vor Stolz und Glück rot wie ein Krebs wurde. „Was wollen diese Leute hier?"

Ich stammelte meine Meldung, und, so konfus sie auch war, meiner Aufregung wegen, er verstand, um was es sich handelte und ließ die Belgier herantreten.

„Wir pflegen nicht, Wehrlose zu erschießen," sagte er scharf. „Sie können ruhig auf das Wort eines Deutschen Soldaten vertrauen. Erschossen werden nur Franktireurs, die in Zivil, aber mit der Waffe in der Hand, gefangen werden."

Merkwürdig, sein Französisch verstand ich nun ausgezeichnet. Der Flame dienerte. Er habe daran nicht ge-

zweifelt. Aber da sein Bruder an dieser betreffenden Stelle mit gefangengenommen wurde, so sei er in verständlicher Unruhe gewesen.

„Wie heißt Ihr Bruder?“ erkundigte sich der General.

Der Belgier nannte einen Namen. Der General wandte sich zu einem Offizier, der hinter ihm aus dem Hause herausgetreten war, und sagte: „Lassen Sie den Mann vorführen.“

„Verzeihung, Herr General, aber der Mann wird auf der Chartreuse sein,“ erlaubte ich mir, ungefragt einzuwerfen.

„Woher wissen Sie das?“

„Ich habe die Gefangenen dort selbst eingeliefert.“

„Dann gehen Sie mit dem Mann dorthin und zeigen Sie ihm seinen Bruder. Der Herr Hauptmann wird Ihnen einen Passierschein ausstellen.“ Er wandte sich zur alten Jungfer und sagte scharf, aber höflich: „Seien Sie vorsichtig, Madame, in der Verbreitung von Gerüchten. Im Dunkeln können die Augen trügen.“

Dann grüßte er kurz und kehrte mit seinem Adjutanten in das Haus zurück. Nach einer Weile kam der Hauptmann wieder heraus und schrie in den Hof:

„Einen Wagen für Herrn General Ludendorff!“ Da hörte ich zum ersten Mal den Namen „meines“ Generals.

Eine Ordonnanz meldete: „Es stehen da verschiedene belgische Autos auf dem Hof. Aber keine Fahrer sind da, sind wohl mit den Gefangenen eingesperrt.“

„Un chauffeur!“ rief der Hauptmann wieder.

Jetzt erst sah ich, daß einige Belgier unter Bewachung von ein paar Infanteristen in einer Hofecke standen und

saßen. Ein Mann richtete sich auf, und der Posten brachte ihn zum Hauptmann.

„Sie sind Chauffeur?" fragte ihn dieser.

„Oui, mon Commandant," antwortete der Mann finster.

„Sie müssen den Herrn General nach Aachen fahren."

„A la-la! Mais je ne connais pas la direction!*]"

„Donnerwetter, ärgerlich!" Der Hauptmann wandte sich an die Leute: „Weiß jemand den Weg nach Aachen? Den kürzesten und sichersten Weg?"

Inzwischen war der General wieder auf dem Hof erschienen. Keiner von den Leuten meldete sich.

„Fragen Sie die Belgier," sagte der General. „Vielleicht weiß einer von ihnen den Weg."

Auf die französische Frage des Hauptmanns meldete sich ein Mann in der phantastischen Uniform der garde civique.

„Moi, mon commandant!"

„Na, also," sagte der General. Er suchte mit dem Blick unter den in Reih und Glied stehenden belgischen Autos.

„Cel-ci, mon general!**]" sagte der belgische Chauffeur und wies auf das eine. Der General schüttelte den Kopf und zeigte auf ein anderes, das ihm wohl vertrauenerweckender erschien. Der Fahrer riß gehorsam den Schlag auf, und der Mann von der garde civique sprizte dazu.

In diesem Augenblick trat General v. Emmich heraus, ohne Mütze und an einer dicken Zigarre schmauchend.

---

*) Aber ich weiß nicht die Richtung.

**] „Dieses da, mein General!"

Einige höhere Offiziere folgten. General Ludendorff nahm dienstliche Haltung an und legte die Hand an die Mütze. Ich habe nicht gehört, was die beiden Männer sich sagten. Ich sah nur beherrschte Bewegung auf den beiden scharfgeschnittenen Gesichtern und den festen, männlichen Händedruck, den sie wechselten. Der Feldherr schreibt ja auch in seinen Kriegserinnerungen, daß sein Abschied von Exzellenz v. Emmich „bewegt" war.

Er verabschiedete sich von den übrigen Herren und stieg ein. Der Chauffeur drehte angestrengt an der Kurbel, einmal, zweimal, dreimal. Der Motor gab kein Lebenszeichen von sich. Der Chauffeur klappte den Kühler auf, doch der General kletterte aus der komischen hohen Kutsche — damals hat es nur solche hochgebauten Autos gegeben — und sagte, daß er sich ein anderes aussuchen möge. Darauf holte der Fahrer, sichtlich erfreut, den Wagen, den er zuerst empfohlen hatte. Der General stieg ein, der Chauffeur drehte, der Motor knallte, ratterte. Der Schlag wurde zugeklappt, nachdem sich der Bürgerwehrmann zum Fahrer setzte, der General grüßte, und langsam setzte sich die Karre in Bewegung.

Ich wartete also mit meinem Belgier, bis uns der Adjutant einen Passierschein ausgestellt hatte, und ging dann mit ihm quer durch die Stadt, über der ab und zu harmlos ausschauende weiße Wölkchen der Schrappnells aufblühten und zergingen, mit denen die Forts, ohne Schaden anzurichten, die eroberte Stadt belegten, zur Chartreuse. Die Olle hatte sich schon früher verduftet.

„Wer war der hohe Offizier?" erkundigte sich der Flame.

„General Ludendorff," antwortete ich stolz, als ob ich an dem Ruhm des Erstürmers von Lüttich persönlichen Anteil hätte. „Der General, der die Festung Lüttich erstürmt hat."

„A-la-la," machte mein Quartierwirt. „Ein äußerst tapferer Herr! Mit zwei feindlichen Soldaten allein zu reisen! A-la-la! Und so höflich, so liebenswürdig! Ich glaube ihm jedes Wort, das er sagt. Der lügt nicht."

„Ich auch nicht," brummte ich verletzt. „Sie können sich schon darauf verlassen, was Ihnen ein Deutscher Soldat sagt." Er stimmte eifrig zu, ganz überzeugt war er aber scheinbar doch nicht.

In der Chartreuse erlebte ich ein rührendes Wiedersehen zwischen dem Flamen und dessen Bruder. Dieser berichtete, daß sie inzwischen verpflegt und versorgt wurden und daß es ihm gut ginge. Natürlich müsse er jetzt nach Deutschland, en Allemagne, aber — a-la-la! — das war eben Kriegsgeschick, la fortune de guerre. Er schien froh zu sein, daß für ihn der Krieg alle war.

Es war schon dunkel, als wir heimkehrten, und hätten wir den Passierschein nicht gehabt, so hätten uns herumstreifende Patrouillen bestimmt aufgebracht und für die Nacht eingesperrt. Dafür fiel uns die treue Gattin um den Hals, als wir heimkehrten. Sie war voller — übrigens begreiflicher — Aengste und total verheult. Meine Kameraden, die sie vergeblich zu trösten versuchten, waren schon schlafen gegangen, während sie am offenen Fenster saß und wie eine neue Penelope die Hände nach dem verschollenen Gemahl rang und Taschentücher näßte.

Bevor mir die Augen zufielen, dachte ich noch verschwommen an „meinen" General: wird er durchkommen?

Werden ihn etwa Franktireure, die doch sicher in unserem Rücken umherstreiften, kriegen? Das Herz krampfte sich mir bei diesem Gedanken in der Brust zusammen. Aber dann dachte ich: der wird durchkommen! Der läßt sich nicht kriegen.

Mit diesem tröstlichen Gedanken, der eigentlich nur dem Vertrauen zum Heldenmut und zur Umsicht des Generals Ludendorff entsprang, schlief ich wie ein Toter ein und wachte erst auf, als mich der Obergefreite auf seine etwas rauhe, aber höchst wirksame Art am Morgen weckte: er riß mir die Decke vom Leibe und spritzte zugleich kaltes Wasser ins Gesicht. Rauh aber herzlich. So war eben der Ton bei den Preußen, und es war gut so. Weichliche Zimperlichkeit kann der Soldat nicht brauchen.

Einige Tage lagen wir noch in Lüttich, abwechselnd an der Front und in Bürgerquartieren. Mit unserem Flamen hatten wir dicke Freundschaft geschlossen, und auch seine Frau gewöhnte sich an uns und zitterte nicht mehr, wenn sie uns sah. Ja, sie vertraute mir sogar an, daß ihre beiden Jungen beim belgischen Militär waren, der eine schon als Offizier, der andere als Rekrut bei der Garde. Sie hatte entsetzliche Angst um sie, denn sie war nun von der Unbesiegbarkeit der Deutschen felsenfest überzeugt — und wenn wir auch 18 noch so geblieben wären wie 14, dann hätten wir auch gesiegt. Es sollte aber anders kommen, doch das gehört nicht hierher.

Eines Tages hieß es, wir würden gegen eins der Forts eingesetzt. Pioniere mit Sturmleitern — die „Feuerwehr" — waren schon da, schwere Artillerie wurde aufgestellt, gewaltige Dinger mit Riesenmäulern, in tiefe

und breite Erdlöcher eingegraben, und die Munitionskörbe, die nur je ein so'n Ei faßten, waren so groß, daß es uns anders beim Anblick wurde. Wir schwärmten also aus, wie es sich gehört, und vom Fort her bummerten die belgischen Kanonen. Entweder hatten sie aber schlechte Richtkanoniere, oder sie hatten uns ganz woanders vermutet. Getroffen wurde jedenfalls von uns niemand, wenn auch der Spektakel fürchterlich war. Zuerst machten wir immer tiefe Diener, wenn so'n Ding vom Fort über uns vorüberheulte. Dann aber gewöhnten wir uns daran, wie wir uns an die Gewehrkugeln gewöhnt hatten. Das heißt, an den Artilleriebeschuß kann man sich eben nicht gewöhnen. Wenn es dicht um einen einzuschlagen beginnt, dann geht man nun doch in Deckung, und das ein bißchen plötzlich, nicht wahr. Aber wenn die schweren Brocken so über uns hinwegsegelten, dann wurde man mit der Zeit ruhig und beachtete sie gar nicht mehr.

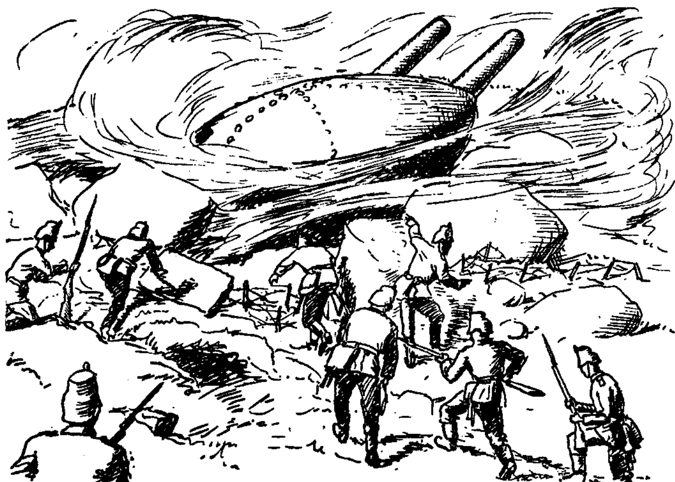
Und dann sprach auch unsere schwere Artillerie. Es donnerte hinter uns so, daß die Ohren noch am Tage darauf klangen. Einmal. So etwas hatte noch keiner von uns gehört. Es war, als fiele der Himmel zusammen. Und dann — Kinder, wir glaubten unseren Augen und Ohren nicht. Es barst die Erde und spie Blitze von Kilometerhöhe, Rauch und Betonbrocken und sonstigen Dreck, und oben krachte und explodierte es, ein ungeheures Feuerwerk, ein Sternenregen, ein Weltuntergang. Tief duckten wir uns, steckten die Nase in den Dreck, während singende, heulende Splitter und Brocken bis zu uns herüberflogen.

Und als wir aufzuschauen wagten, lagerte grauschwarzbrauner Rauch auf der Kuppe, wo noch vor einer

Minute ein Fort versteckt aus der Erde schaute und seinen rundkuppeligen Geschützturm auftauchen und kreisen ließ. Und die Kuppe davon lag auf dem Glacis, auf dem ebenen Anstieg zum Fort, umgekippt und zerknickt, wie man eine Streichholzschachtel mit dem Absatz zerknickt. Wir trauten unseren Augen nicht, es war zu grauenhaft, zu furchtbar.

Wir waren noch wie gelähmt von dem entsetzlichen Anblick, so daß der Hornist zweimal blasen mußte, bevor wir aufsprangen und mit gefälltem Bajonett über das mit Eisen- und Betonbrocken übersäte Glacis die Reste des Forts stürmten. Das Grauen vor der Wirkung der eigenen Artillerie wich einer hellen Begeisterung. Unser Hurra klang ganz anders als auf dem Exerzierplatz, obgleich die Lungen im eiligen Lauf keuchten und das Herz wie wild schlug.

Die gräßliche Rauchwolke oben verzog, lichtete sich langsam. Im stinkenden, stickigen Nebel sprangen wir über mächtige zerbrochene Betonblöcke, über schwere, wie Zündhölzer geknickte Eisenträger, die die Explosion herumgeschleudert hatte, über halbverschüttete Wolfsgruben mit spitzen Pfählen in ihren Tiefen, rissen uns die Hosen in Fetzen und die Haut blutig an den Drahtverhauen, an denen die Pioniere mit gewaltigen Scheren, die wie Gartenscheren aussahen, herumknackten, kletterten über einen mit Mörtel, Eisen und — Menschenleibern halbgefüllten Graben und standen endlich oben, dort, wo Menschenwille und Menschengeist einen Vulkankrater gewühlt hatten, wie wir einen solchen noch nie im Leben gesehen.



Aus den durch Pulvergase vernebelten Tiefen krabbelten rußgeschwärzte, zerfetzte, zerzauste Gestalten hervor, die nichts Soldatenmäßiges an sich hatten. Mit entsetzenblanken Gesichtern, wild aufgerissenen, furchtbaren Augen, verzerrten Lippen krochen sie die abbröckelnden Trichterwände hoch und ein Wimmern stand in der Luft:

„Ne pas tuer! Ne pas tuer!*] “

So sah ein Sieg aus? Unsere Begeisterung schlug in heißes Mitleid um. Was mußten diese Kerle, die doch eben als tapfere Feinde uns die Stirn boten und die Uebergabe verweigerten, in diesem einen Augenblick erlebt haben!

Da tauchte wieder „mein“ General, wie ich in meinen Gedanken den General Ludendorff immer noch

*) Nicht töten!“

nannte, zwischen uns auf. Wie aus dem Ei gepellt, eiserne Ruhe in den übermenschlich energischen Zügen, beherrscht und gemessen Wort und Bewegung — er bildete einen solchen Kontrast zu dem Urtagechaos der Umgebung, daß wir fast wie zu einem Gott zu ihm emporschauten.

„Gebt den Leuten Wasser!" befahl er in seiner ruhigen, väterlichen Art. „Da kommen auch Deutsche hervor."

Wirklich, es krochen auch einige feldgraue Gestalten aus dem brodelnden Schlund des Trichters hervor, ebenso entsetzensbleich und zitternd, aber mit einem verklärten, seligen Lächeln um die blassen, zuckenden Lippen. Gefangene von der 34. Brigade, die in der Nacht vom 5. zum 6. abgeschnitten und gefangen genommen wurden. Sie hoben die Hände zu uns empor, und wir zogen sie behutsam herauf — einige waren verwundet oder sonstwie verletzt.

Ein paar Leute holten rasch Wasser aus dem Ort, andere gaben den Gefangenen wie den befreiten Kameraden ihre frisch gefüllten Feldflaschen. Das starke, moderne Fort wurde ohne Verluste für den Belagerer nach einem Schuß der „dicken Berta", des 42 cm-Mörsers, der durch Stahl und Beton wie durch Pappe schlug und das Munitionsdepot zur Explosion brachte, genommen. Da habe ich zum ersten Mal die Wirkung der 42er gesehen. Die modernsten Festungen waren damals darauf nicht geeicht. Wir Deutschen hatten damit wieder einmal etwas fertiggebracht, was die ganze Welt in Erstaunen gesetzt hatte.

Nur eine einzige Kasematte des Forts war erhalten geblieben. In den übrigen waren über 300 belgische

Soldaten der Besatzung verschüttet, erdrückt, zerschossen. Heute steht über dem Eingang zu den Trümmern des Forts: „Es wird um Ruhe gebeten, denn dieses Fort ist ein Friedhof!" Unter den Ueberlebenden, denen wir Wasser und kalten Kaffee reichten, erkannte unser Leutnant einen höheren belgischen Offizier. Goldstickerei blinkte matt, zum Teil grün angelaufen, durch die Schicht von Ruß, Staub und Blut, die seine blaue Uniform bedeckte. Er blutete leicht an der Stirn, doch die Wunde schien nicht gefährlich zu sein. Aber auch sein Gesicht war kalkweiß unter der Schmutzschicht, und die Lippen zitterten heftig.

Der Leutnant fragte den Offizier nach dem Namen. Ein anderer, jüngerer antwortete:

„Le commandant général Léman," worauf unser Leutnant stramm stand und die Hand an den Tschako legte.

Wie durch ein Zauberwort verbreitete sich die Nachricht unter den Stürmern." „Der Festungskommandant ist gefangen!" So etwas schwellt die Brust und macht die Augen blitzen.

General Ludendorff war bereits zur Stadt zurückgekehrt. Unser Major schickte eine Ordonnanz in den Ort, um ein Fuhrwerk zu holen. Ein Mantel wurde ausgebreitet, damit der Kommandant sich darauf setzen konnte, Kaffee und Schnaps gereicht. Den Degen des belgischen Generals, den er dem Leutnant wortlos übergeben hatte, hielt dieser, offenbar verlegen, wie einen Regenschirm unterm Arm. Alle bemühten sich um den alten Herrn, doch er sah mit starrem Blick ins Leere, und sein weißer, berußter Schnauzbart zitterte. Ein Sanitäter wusch vorsichtig und behutsam die Schramme an dem Kopf seiner Exzellenz aus, und er steckte dabei vor

lauter Eifer die Zungenspitze heraus, so daß wir ihn nachher tagelang damit aufzogen. Als der Stabsarzt angekeucht kam, war der Fall bereits erledigt, der belgische General verbunden, und der Sanitäter meldete dem dicken Doktor den glücklichen Verlauf der „Operation".

Pioniere buddelten inzwischen nach Verschütteten, und wir mußten ihnen zur Hand gehen, das heißt ich nicht, denn ich wurde zum Gefangenentransport abkommandiert. Ich stand also mit aufgepflanztem Seitengewehr vor der Gruppe stöhnender, schluchzender und wimmernder, oder aber auch stumm vor sich stierender Belgier und fühlte bei diesem Haufen Elend und Entsetzen, daß auch mir ein harter Klumpen in die Kehle trat. So etwas steckt an, solche sogenannten Nervenzusammenbrüche, die nichts wie Willensschlappheit oder sich selbst nicht eingestandene Todesfurcht sind.

Es tat wohl, als der Arzt mit energischem Zuruf, deutsch und französisch durcheinander, unter die Leute trat. Und es tat wahrscheinlich auch den meisten Leuten wohl, denn das Wimmern und Schluchzen hörte auf, nur einige Verwundete und Verletzte stöhnten noch leise.

Unser Doktor zog den Waffenrock aus, ein Sanitäter reichte ihm den weißen Arztkittel, Wasser zum Händewaschen, und dann ging die Verarztung der Verletzten los. Am meisten brauchte man Brandsalbe, denn viele von den Leuten waren angesengt. Jetzt wußte ich aber auch, warum es durch den Pulverdunst auch noch nach verbranntem Fleisch roch, und es würgte mir plötzlich im Hals.

„Weiß der Deibel," meinte der Arzt, als einer der Belgier wieder zu schluchzen anfing und er ihn wild an-

gefahren hatte. „Hier müßte man einen Psychiater haben. Geben Sie dem Mann Wasser, Müller. Baldrian werden wir nicht da haben, was?"

Schließlich wurden die Gesunden von den Kranken getrennt, in Gruppenkolonne aufgestellt, und wir brachten sie zur Stadt. Unterwegs überholte uns die Kutsche mit dem belgischen General, der zu General v. Emmich gebracht wurde. Unser Oller beließ dem tapferen Kommandanten den Degen, übergab ihn ihm vielmehr feierlich, und General Léman durfte seine Waffe auch in der Gefangenschaft in Magdeburg behalten. Eine seltene Auszeichnung. Der Krieg 1914 war noch ritterlich und romantisch. Bis auf die Franktireure. Denn das war weniger schön und kam auch außer in Belgien nirgends vor.

Am 16. August früh morgens um 8 Uhr ergab sich das letzte der 12 Forts von Lüttich. Man hatte seinen Kommandanten durch einen Parlamentär zur Aufgabe aufgefordert. Er lehnte ab. Darauf zeigte man einem seiner Offiziere die Trümmer der Forts Loncin und Lantin und sagte ihm, daß, wenn er das Werk nicht bis 6 Uhr früh nächsten Tages übergebe, ihm und seinen Leuten selbst ein solches Schicksal blühe.

Und er ergab sich. Eine weitere Verteidigung war sinnlos. Endlose Heeressäulen der 2. Armee strebten an Lüttich vorbei nach Westen. Namur fiel bald darauf, und einige Tage später standen wir auf französischem Boden. Der Krieg begann jetzt erst richtig.

Den General Ludendorff habe ich bis 1923 nicht mehr gesehen. Aber sein Name klang bald durch ganz Deutschland als der Inbegriff der Deutschen Soldatenehre

und des Deutschen Siegesruhmes. Tannenberg, Masuren, Südpolen, Winterschlacht in den Masuren. Während wir im Westen uns in die Erde einbuddelten wie Maulwürfe und auf Sieg warteten, wurden in Rußland und Polen gewaltige Schlachten geschlagen, Gebiete, fast so groß wie das Deutsche Reich selbst, erobert und Hunderttausende von Gefangenen gemacht, und alles das war mit dem Namen Ludendorff verbunden.

Wir spürten es gleich, als er zur Obersten Heeresleitung kam. Da kam ein anderer Geist in das Frontleben. Die nutzlose Metzelei bei Verdun wurde abgebrochen, die Truppen nach neuesten Kampferfahrungen eingeübt, allem alten Zopf zum Trotz. Der Nachschub wurde reichlicher, die Fliegertruppe nahm zu, wir brauchten nicht mehr so armselig mit Munition zu sparen. Das alles war Ludendorffs Geist.

Und dann — die Große Schlacht in Frankreich 1918. Kinder, ihr könnt es euch nicht vorstellen, was es für uns alten Frontschweine bedeutete, daß die Erstarrung des Schützengrabens aufhörte und wieder Bewegung in die Front kam. Wir hatten damals schon das Siegen verlernt gehabt. Und nun lernten wir es wieder. Wieder standen wir an der Marne, ja, setzten über diesen Deutschen Schicksalsfluß. Der Feind zitterte, und der Sieg schien unser.

Daß es anders kam, war nicht Ludendorffs Schuld. Er hatte alles getan, um das bittere Ende abzuwenden. Wir, die wir alle unsere winzige Aufgabe dabei gehabt hatten, wir müssen uns fragen, ob w i r die Probe bestanden haben. Wenn jeder von den Millionen auch nur

den kleinsten Teil ihrer Aufgabe unerfüllt ließ — welche Kräfte blieben da ungenutzt!

Dazu kam Verrat, schwarzer, schmählicher Verrat aus eigenen Reihen. Der Dolchstoß der judenhörigen Sozialdemokraten, der romhörigen Zentrumsleute folgte. Der Kaiser entließ Ludendorff auf Drängen des Reichskanzlers Prinzen Max von Baden, des Freimaurers. Die einzige Stütze des Reiches fiel. Die Front hielt noch eine Weile, als die Heimat schon auf dem Boden lag und winselte und rote Fahnen hißte und Kokarden und Epauletten herunterriß.

Ich hatte das alles nur wie im Traum erlebt. Ich war ja, wie ihr wißt, schwer verwundet und in englischer Gefangenschaft. Ich erfuhr das alles aus Feindesmund und wollte daran nicht glauben. Ich konnte es nicht.

Als ich heimkam, war es Wirklichkeit. Ich mußte mich schon durch den Augenschein überzeugen lassen. Aber ich wußte: der General lebte. Und ich hoffte.

Dann erschienen seine „Kriegserinnerungen". Dieses Buch, das jeder Frontsoldat, der an Deutschland hing, gelesen hatte, hat uns Verzweifelnden, Verbitterten unseren Glauben an Deutschland, an uns selbst gerettet. Wir besannen uns darauf, was wir geleistet haben. Wir richteten uns seelisch daran auf. Wir fingen wieder an, unser Frontsoldatentum zu leben mitten in einer korrupten, feigen, profitgierigen Umgebung. Manch einem, der, durch den Ausgang des Krieges verbittert, nur anderen — der Führung, den „Großköpfeten", den Generalen und Offizieren — die Schuld allein zuschob, wurde durch dieses Buch des ehemaligen Ersten Generalquartiermeisters, des

Feldherrn Ludendorff, seinem Volk, der Volksgemeinschaft gerettet.

Er kämpfte weiter für die Deutsche Volksschöpfung — mit der Feder, da ihm der Verrat das Schwert aus der Hand gewunden. Am 9. November 1923 marschierte er an Adolf Hitlers Seite als einziger aufrecht durch den Kugelregen an der Feldherrnhalle in München. Diesen Weg ging er auch später an der Seite seiner Gattin geradeaus weiter — bis zu seinem Tode. Das völkische Deutschland bereitete ihm eine königliche Bestattung. Da erst dämmerte es dem Deutschen Volke, das bis dahin den unentwegten Mahner nicht verstand und als unbequem und gar starrköpfig sogar ablehnte, wen es in Erich Ludendorff verloren.

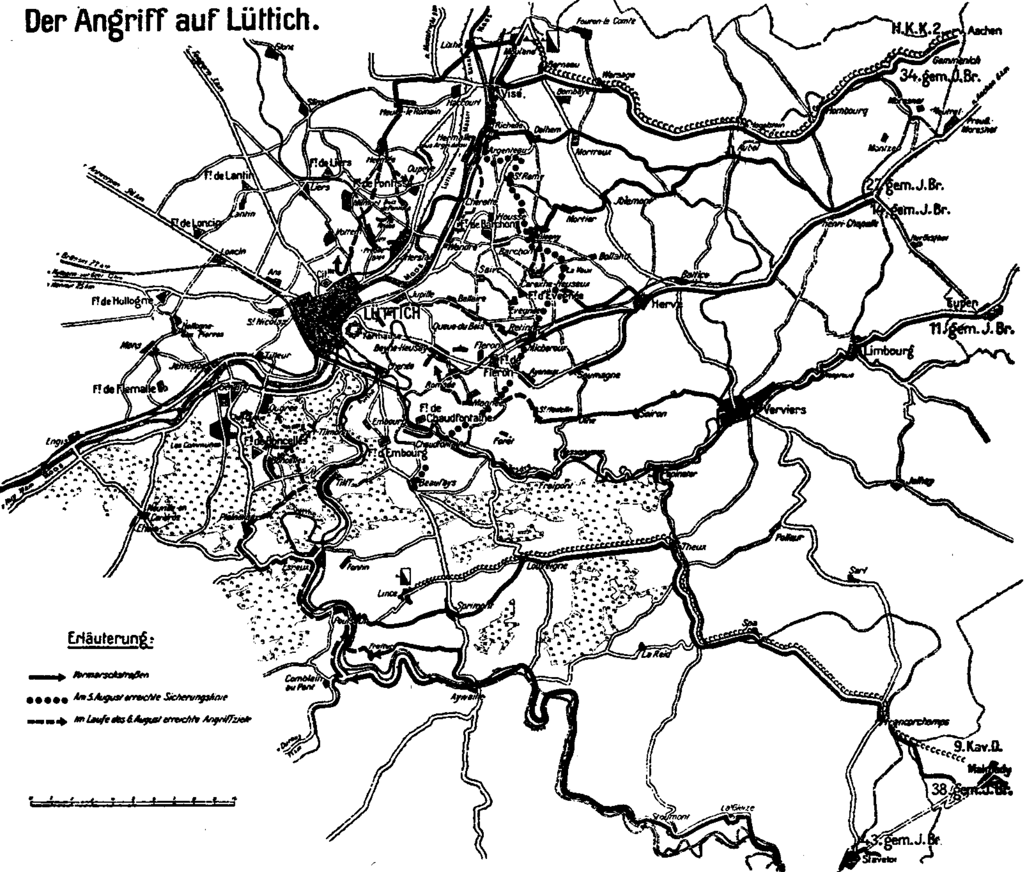
Ich bin „meinem" General von Lüttich treu geblieben. Ich ging hinter ihm den ganzen Weg von 1914 bis 1937 und werde ihn auch weiter gehen. Denn meine Ahnung von diesen Tagen im August 14 hat mich nicht getrogen. Heute weiß ich es: Ludendorff ist für das Deutsche Volk das, wofür ich ihn damals schon hielt.

Deutschland ist durch Adolf Hitler wehrhaft und groß geworden. Aber erst, wenn es die furchtbaren Folgen der gewesenen Schmach auch seelisch überwunden haben wird, erst dann wird es unüberwindlich in einer Welt von Feinden dastehen. Darum gilt auch heute noch Ludendorffs Mahnung:

„Machet des Volkes Seele stark!"

———

Der Angriff auf Lüttich.



Folgende Bücher sind bis jetzt erschienen:

Kipp:

1. Der Ruf des Waldes
2. Schüsse in der Nacht
5. Das Geheimnis der Ruine
6. Als Spion in Feindesland
7. In Schnee und Eis
11. Jugendstreiche
12. Der Rächer
14. Flüchtlinge
15. Zigeunerfriedel
16. Im Grenzwald
17. Die Wolframssöhne
18. Die Pirateninsel
19. Unter heißer Sonne
26. Das Land der Tränen

Rehwaldt:

3. Eine Wikingerfahrt
8. Die Hunnen kommen
20. Die letzten Freien
22. Mit Ludendorff vor Lüttich
29. König Ariovist
30. Tannenberg rettet Ostpreußen

Matthießen:

23. Meier, der Dackel

Lotte Huwe:

10. Liebe und Leid
24. All' mein' Gedanken, die ich hab'
28. Der letzte Prunheimer

Persich:

25. Der Sehnsucht ewiges Lied

Engelkes:

4. Seemannsgarn
9. Ute
32. Erste Liebe, goldene Zeit

Ziese:

13. Anka

Pfeifer: 31. Im Waldgarten